

Wilhelms II. Abdankung und Flucht.

—
Ein Mahn- und Lehrwort

von

Paul Grafen von Hoensbroech.

Die Geschichte ist die Lehrmeisterin
der Wahrheit.

Lernet, Gewarnte!

—
Dritte Auflage.



Verlag Karl Curtius in Berlin W.

1919

Das Folgende habe ich mir recht eigentlich von der Seele herunter geschrieben. Möchte es deshalb auch zu vielen Seelen sprechen.

Lange habe ich gezögert: soll ich, soll ich nicht? Aber dann faßte mich, alle Bedenken weglegend, die tatkräftige Liebe zum Vaterlande und zum Hohenzollernhause.

Treue und Grundsatz haben nur Wert, wenn sie verbunden sind mit Offenheit. Weiß muß weiß, und schwarz muß schwarz genannt werden.

Die gärende Zeit verlangt Mittelpunkte, um welche das Neue sich bildet, und solche Mittelpunkte sind offene, feste Bekenntnisse.

Halbheit darf keinen Platz haben. Nur der ganze Mensch, Frau oder Mann, ist zum Mitarbeiter am Aufbau unseres Vaterlandes befähigt. Allzulang haben wir in der Halbheit und auf der Oberfläche gelebt.

Sinunter in die Tiefe und in die Kraft des Volkes! Das muß die Lösung sein. Wird sie es, dann wird unser namenloses Unglück zum Glück. Dann werden nicht wir, nicht einmal unsere Kinder — aber unsere Kinderkinder Bürger und Bürgerinnen eines großen, eines mächtigen, eines freien, und — wie ich zuversichtlich hoffe — eines monarchischen, unter hohenzollernscher Führung stehenden Deutschlands sein. Denn trotz Wilhelm II. ist der Hohenzollernstamm aus bestem deutschem Holze.

Berlin-Lichterfelde, im Februar 1919.

I.

Am 9. November 1918 dankte Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen, ab und floh nach Holland.

Über 4 Jahre hatte Deutschlands kaiserliches Heer, zusammengesetzt aus königlichen, fürstlichen und freistädtischen Truppen, der feindlichen Welt standgehalten und die Schrecken des Krieges vom Vaterlande abgewehrt. Da legte der erste Kronenträger Deutschlands seine Kronen nieder, und wie eine riesige Sturzwelle schlug der sozialistische Umsturz zusammen über Kaiserreich, Königreiche, Fürstentümer, Freie Städte, über das Deutschland unserer Väter, über unser Deutschland.

Von der Höhe ein Sturz in tiefste Tiefe. Ein Trauerspiel, wie die Welt es nie gesehen!

Nicht besiegt durch unserer Feinde Kraft, nicht gefallen in ehrlichem, ehrenhaftem Kampfe. Verrat, Erbärmlichkeit, Feigheit brachten uns den Untergang und deckten uns zu mit Schande.

Und der Gipfel der entehrenden Schmach, dasjenige, dessen Bentnerschwere einem das Haupt in den Staub drückt: unser eigener Kaiser, der dritte des neuen deutschen Reiches, der Erbe von so viel Macht und Ansehen, der Enkel Wilhelms I. und Sohn Friedrichs III., dieser zwei glorreichen Sieger in drei Feldzügen, der neunte König in der ruhmreichen Hohenzollernreihe: er, der Kapitän des Schiffes, verläßt das vom Sturm erfasste Fahrzeug; er

lief, bei Nacht und Nebel, von seinen heiligsten Pflichten davon, brachte sich in Sicherheit (?) und ließ sein Heer, seine Flotte, sein Volk, die im letzten Kampfe, im Todeskampfe, standen, allein.

Welch ein Ende des Hohenzollernhauses nach 500 Jahren der Herrschaft! Welch eine Schmach, angetan dem deutschen und preussischen Namen!

Wäre ich nicht Monarchist, nicht königs- und hohenzollerntreu durch Überlieferung und Überzeugung, ich würde als Deutscher ob solch jammervollem Tun in brennender Scham mein Haupt verhüllen und schweigen, denn das Elend des eigenen Hauses und den Zusammenbruch der eigenen Grundsätze ruft man nicht aus. Aber weil ich Monarchist, weil ich durch Überlieferung und Überzeugung kaiser-, königs- und hohenzollerntreu war, bin und bleibe, schreie ich hinaus, was ist, und klage an.

Denn nicht der jeweilige Träger der Krone ist die Monarchie und nicht in der jeweiligen gekrönten Einzelpersönlichkeit verkörpert sich der monarchische Gedanke. Nein! Jeweiliger Träger und gekrönte Einzelpersönlichkeit sind schon oft Totengräber ihrer Monarchien gewesen. Und Wilhelm II., Kaiser von Deutschland und König von Preußen, war solch ein Totengräber.

Diese Wahrheit auszusprechen, ist nicht anti-, sondern promonarchisch. Denn damit wird der Krebschaden gekennzeichnet, das verfaulte Reis wird geknickt, und die Hoffnung darf keimen, daß Hohenzollern-Wurzel und Hohenzollern-Stamm weiter treiben, und der deutschen Zukunft — ach möchte sie bald sein! — neue, lebenskräftige Sprossen und Schosse bescheren werden.

*

*

*

Ist das meine Ansicht erst seit den trostlosen Novembertagen 1918? Werse ich jetzt Steine hinter einer gefallenen Größe her, vor der ich früher mich beugte, die ich früher verehrte?

Wäre es so, ich gehörte zu den Wichten, die sich jetzt in Berliner Straßen mit ihren Spottkarten auf Wilhelm II. umhertreiben. Aber es ist nicht so. Schon bald nach seinem Regierungsantritt stieg der Zweifel in mir auf über Wilhelm II. Eignung zum Führer Deutschlands. Rasch wurde der Zweifel zur Gewißheit. Und seit mehr als 20 Jahren wissen meine zahlreichen Bekannten, daß ich Wilhelm II. als das Verhängnis für Deutschland und Preußen oft und offen bezeichnet, daß ich für Preußen-Deutschland gezittert habe bei dem Gedanken: in Wilhelms II. Regierungszeit könnten schwere Tage fallen, könnte ein Sturm unser deutsches Haus umbrausen. Denn dann — das war mir klar — würde dieser Hohenzoller, dem nach Bismarcks bekanntem Wort verderbtes englisches und toburger Blut in den Adern fließt, versagen.

Erst vor wenigen Tagen erinnerte mich ein Münchener Freund daran, daß ich schon im Jahre 1904 in seinem Hause die Äußerung getan hatte: „Wilhelm II. wird das Unglück Deutschlands sein“.

Also ich schmähe nicht, was ich angebetet, sondern ich sage jetzt in breitester Öffentlichkeit, was ich schon seit Jahrzehnten ausgesprochen habe in der beschränkten Öffentlichkeit meines Lebenskreises.

Und noch mehr! So klar wurde mir allmählich in Wilhelms II. Charakter das Verhängnisvolle, das ihn und sein Volk zum Abgrund Ziehende, daß ich schon vor

Fahren die Notwendigkeit, seiner Abdankung aus sprach.

Und wie oft habe ich nicht während des Krieges diese Notwendigkeit hervorgehoben, in Briefen an Hindenburg, an Ludendorff, an den Kronprinzen (auch er hat sich unwert seiner Aufgaben, unwert seiner Ahnen erwiesen). Wie oft habe ich nicht Wilhelm II. selbst auf dies eine Notwendige hingewiesen, indem ich in Briefen an ihn zwar nicht das Wort „Abdankung“ gebrauchte, aber eindringlich hervorhob, daß ihm die für solche Zeiten unumgänglich notwendigen Herrschereigenschaften fehlten.

Aus einem Briefe vom 2. Oktober 1918 an den Kaiser: „Wenn Andere nicht den Mut haben es zu sagen, so spreche ich es aus. Die halben Maßregeln, welche E. M. in dieser ernstesten Stunde ergreifen, bringen Deutschland, Preußen und E. M. Haus dem Untergang immer näher. Nur ganze Arbeit von männlichem Mute getragen, kann uns noch retten, sonst fließt das deutsche Blut in Strömen umsonst.“

Aus einem Briefe vom 9. Oktober 1918 an den Kronprinzen: „Das Folgende muß geschrieben werden. Der Kaiser muß abdanken. Schon im Jahre 1916 habe ich E. K. K. G. gegenüber diesen ernstesten Schritt als vaterländische Notwendigkeit bezeichnet. Jetzt liegen die Dinge so, daß er zur zwingenden Notwendigkeit geworden ist. Der Kaiser besitzt nicht das Maß von Tatkraft, Mut und rücksichtsloser Entschlossenheit, das unumgänglich erforderlich ist, um unser Vaterland durch diesen Sturm hindurch in eine gesicherte Zukunft zu führen. . . Die Politik des Kaisers hat gegenüber Rußland, Polen, Rumänien, Bulgarien in einer Weise versagt, die nur als völlige Unfähigkeit bezeichnet werden kann, eine Unfähigkeit, die unter den gegenwärtigen Umständen tatsächlich einem Verbrechen am deutschen Reiche, an Preußen, am Hohenzollernhause gleichkommt.“

Freilich, so, wie sie gekommen ist, durfte die Abdankung nicht kommen. Davon später.

Also nochmals, mein seit Jahren feststehendes und in meinem Bekanntenkreise ausgesprochenes Urtheil über Wilhelm II., berechtigt mich, jetzt öffentlich zu sprechen. Und die Rücksicht auf des Vaterlandes Wohl macht die Aussprache zur Pflicht.

Denn in Wilhelm II. ist ein gut Stück „deutschen“ Zeitgeistes verkörpert gewesen; eines Geistes, der als fressendes Übel weiteste und einflußreiche Kreise durchzog. Er, dieser Geist, trägt die Schuld an unserem Untergange.

II.

Wir stehen vor einem Meere von Tränen und vor einem noch tieferem Meere von Blut. Berge von Leichen haben sich getürmt. Endlos ist der Zug der zu Krüppeln Zusammengeschossenen. Die Hoffnung unserer Zukunft, unsere Jugend, ist in Massen dahingerafft. Talente, die unserm Geistesleben auf allen Gebieten Inhalt und Richtung zu geben berufen waren, sind vernichtet. Zu Millionen hat der Krieg Hoffnungsblüten geknickt. Wirtschaftliche Trümmer hat er geschaffen, deren Größe unermeslich ist. Niemals hat die Welt auch nur entfernt ähnliches an Opfern gesehen. In einem Übermaße von Hingabe hat das deutsche Volk sein Alles und sein Letztes gespendet.

Ach, und wie gern wäre alles gespendet, wie würden wir unter Leid uns freuen der Tränen und freuen des Blutes, der Entbehrungen, der Trümmer, wenn nur der Sieg unser geblieben wäre, ja, wenn wir uns nur behauptet hätten! Aber so! Alles umsonst! Zur Erschöpfung die

Vernichtung, der Verlust der Ehre, die Zerstörung der letzten Hoffnungen, der Ausblick in eine Zukunft, so trostlos, daß das Grauen einen antriecht, und man, wenn es nicht feige, nicht pflichtvergessen wäre, sich gern aus dem Leben drückte.

Ein so großes, ein so bedeutendes, ein so herrliches Volk, geistig das erste Volk der Welt, steht zerfleischt, verarmt, entrechtet, vernichtet am Rande eines schimpflichen Grabes!

Dies unsägliche Elend, so riesengroß und weitgreifend, daß unsere Kindes- und Kindeskindeskinder in seinem grauen Schatten noch leben werden, wirft jede Rücksichtsschranke um und läßt Recht und Pflicht entstehen zu offenster Rede.

* * *

Was hat uns in eine so furchtbare Lage gebracht? England, oder Frankreich, oder Rußland, oder Italien, oder Amerika, oder alle zusammen? Nein und hundertmal nein! Wir hätten uns, trotz Übermacht und Hunger-Absperrung aller dieser Wölfe erwehrt und wenigstens unsern Platz behauptet. Was uns vernichtet hat — und wie vernichtet! — ist die Mißregierung Wilhelms II.

Denn auch der seit 1916 planmäßig einsetzende schändliche Hoch- und Landesverrat der Sozialdemokratie, ihre fluchwürdige zerstörende Wählerarbeit im Lande und an der Front wären ohne Wilhelms II. Mißregierung nicht zur Auswirkung gekommen.

Und wo ist die Quelle dieser Mißregierung? Im unseligen Charakter Wilhelms II.

* * *

Halt! ruft man mir zu. Schmähe nicht den unglücklich Gewordenen; zu ändern ist doch nichts mehr; nur dem Auslande bereitest du Freude.

Wer so spricht, weiß nicht, was es heißt, sein Vaterland tatkräftig lieben; ahnt nicht den Sinn der Worte: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“; verkennt die reinigende Kraft des offenen Wortes und die erzieherische Macht der Thatfachen.

Weshalb bin ich Monarchist? Nur weil ich mein Vaterland liebe, weil die mehr als 1000jährige monarchische Geschichte Deutschlands mir seine monarchische Eignung beweist. Weshalb bin ich Gefolgsmann der Hohenzollern? Etwa weil das Herzogtum Geldern, dem ich entstamme, seit mehr als 200 Jahren unter hohenzollernischer Herrschaft steht, oder weil meine Familie seit dieser Zeit hohenzollern-treu ist, wie sie vor dieser Zeit schon seit 500 Jahren herzog- und kaisertreu war? Gewiß nicht! Sondern weil ich erkannt habe, daß die Hohenzollern Preußen zur Vormacht und zum Rückgrat Deutschlands gemacht haben; weil ich, seit den Tagen meiner Kindheit, in den Hohenzollern die Heraufführer der Einheit und damit der Größe Deutschlands erhoffte und seit 1866 und 1871 erlebte.

Warnend und anklagend will ich bessern, denn die Hohenzollernsprossen müssen gebessert werden. Sie müssen aus dem tiefen Fall ihres jetzigen Hauptes und aus den Charakter-Ursachen dieses Falles Erhebung lernen zu Herrschertugenden, zur Selbsterziehung; sie müssen, ob Söhne oder Bruder, von Wilhelm II. weg und hin zu den Vorbildern eines Wilhelms I., Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelms I., Friedrich I., des

Großen Kurfürsten. Ja selbst Friedrich Wilhelm II., der III. und IV. sind Vorbilder im Vergleiche zu Wilhelm II.

Und wie viele Möglichkeiten hatte nicht Wilhelm II. (von ihnen später), trotz seines Charakters, Großes für Preußen-Deutschland zu leisten, und das wundervolle Erbe, das er aus den arbeitsamen und kräftigen Händen seiner Väter empfangen hatte, zu festigen und zu mehren?! Jetzt liegt durch seine Schuld (nicht durch seine allein!) Preußen und Deutschland zertreten zu Boden, und unsere Feinde stampfen über uns hinweg, mit jedem Schritt uns tiefer in Elend und Not hineintretend.

Und dazu soll man schweigen? Nein, reden, ja schreien muß man es hinein in die Ohren unseres Volkes. Es muß hören und seine fürstlichen Führer mit ihm, was ihm frommt. Denn Deutschland, das Land eines 70 Millionen Volkes, darf nicht verzweifeln an seiner Zukunft. Das zertretene und geschändete Deutschland von heute kann und wird wieder ein glorreiches und mächtiges Deutschland werden, aber nur, wenn es lernt aus der Vergangenheit. Und Regierung, Charakter und Geschick Wilhelms II. sind Lernstoff eindringlichster Art.

* * *

Dem unglücklichen, so tief gefallenem Menschen Wilhelm II. versage ich menschliches Mitleid nicht. Wenn meine Gedanken sich mit ihm beschäftigen und ihn aufsuchen in dem einsamen holländischen Schlosse — und sie tun es oft, bei Tag und bei Nacht —, dann ergreift mich die Tragik seines Lebens tief, und mit dem Menschen, der dort, wenn auch schuldvoll, leidet, leide ich auch.

Doch Herrscher stehen jenseits des Privatmenschentums. Ihr Tun ist öffentliches Tun. Die beschwichtigende, sanfte Stimme menschlichen Mitleids hat ihnen gegenüber zu verstummen. Nur die harte Tatsachensprache hat das Wort; ganz besonders in Schicksalsstunden und Weltenwenden.

Aber die Freude des Auslandes über eine Verurteilung Wilhelms II.? O, über das drei- und zehnmahl verfluchte Ausland! Insonderheit England, Frankreich, Amerika. Wir sind Wir! Die Ansichten des Auslandes soll der Teufel holen!

Ach, das Fragen, das Schielen nach dem Ausland! Welche Erbärmlichkeit, welche Haltlosigkeit liegt nicht darin!? Wo und wann fragt der Engländer, fragt der Franzose nach dem Ausland, wenn er sein Haus ordnet, wenn er sich selbst die Wahrheit sagt? Sie pfeifen auf das Ausland und gehen ihren Weg und kommen deshalb zum Ziel.

Mag die nichtdeutsche Welt sich freuen, wenn wir die Regierung Wilhelms II. verurteilen; sie wird aufhören sich zu freuen, wenn aus der Verurteilung, wenn aus den Lehren aus ihr Deutschlands Wiedergeburt entsteht. Regen wir endlich ab die feige, bedientenhafte Auslandsfurcht. Stellen wir uns endlich auf uns selbst!

Die sich weise dünkenden „Politiker“, zumal die Parteiführer und die „großen“ Schreiberseelen der Zeitungen konnten und können sich nicht genugtun in Hinweisen auf „politisch-fluge“ Rücksichtnahme auf das Ausland. Wenn je das Wort sich bewahrheitet hat: „Papier ist geduldig“, dann in bezug auf das Zeitungspapier während des Krieges und jetzt nach dem Zusammenbruche. Was die Presse an Gedankenlosigkeit in ihren Spalten erzeugt, ist nicht zu

sagen. Und eine der bösesten Gedankenlosigkeiten ist die Predigt von der Rücksicht aufs Ausland. Klug und dreimal weise dünken sich solche Zeitungsschreiber; in ihren eigenen Augen sind sie die „Politiker“. Daß sie in Wirklichkeit politisch blöde Toren sind und daß politische Charakterlosigkeit ihr Wesenszug ist, bleibt ihnen, und was schlimmer ist, dem größten Teile ihrer Leser verborgen.

III.

Noch einmal! Schuld an Deutschlands Zusammenbruch war die Mißregierung Wilhelms II. Schuld an seiner Mißregierung war sein unseliger Charakter.

Oberflächlich, frivol, burleskos, eitel, selbstherrlich, prunkfüchtig, geldstolz, ohne Ernst, ganz aufs äußere gestellt, menschenverachtend, freundschaftslos, nachtragend, kleinlicher Anbeter seines kleinlichen Ichs, ohne großen Zug, Poseur und Schauspieler, und dabei — mit das Schlimmste für einen Herrscher — Feigling ohne persönlichen Mut.

Das ist Wilhelm II.

Dazu kam der Mangel jeglichen ernsthaften Willens, an der eigenen Besserung zu arbeiten. Harte Worte, aber wahre Worte.

„Schauspieler“ und „Feigling“! Drei Männer, die viele Jahre zu Wilhelms II. engster Umgebung gehörten, haben gerade diese bösen Kennworte, als sein Wesen bezeichnend, mir gegenüber oft ausgesprochen. Zwei davon leben noch, deshalb nenne ich ihre Namen nicht. Der dritte ist Graf Waldersee, der „Weltmarschall“ chinesischen Angebendens. Ofter war ich sein Gast, als er Kommandierender in Altona war. Mit einer mich peinlich be-

rührenden Rücksichtslosigkeit machte er in Tischgesprächen Enthüllungen. „Nichts am Kaiser ist echt“, „der Kaiser ist ein Feigling durch und durch“. Diese Urteile lehrten bei Waldersee immer wieder.

Einst machte Wilhelm II. mit der Kaiserin und Gefolge auf der „Alexandra“ eine Lustfahrt auf der Havel. Es war böiges Wetter. In der Nähe des kaiserlichen Schiffes kenterte ein Segelboot mit zwei Insassen. Einer aus dem Gefolge — er hat mir selbst den Vorgang erzählt — machte Wilhelm II. aufmerksam auf die mit dem Tod in den Wellen ringenden zwei Menschen und forderte zum Weidrehen und zur Rettung auf. „Was gehen mich diese Leute an?“ Da trat die Kaiserin hinzu: „Wilhelm, Du mußt die Menschen retten.“ Unwillig wurde der entsprechende Befehl gegeben.

Ich selbst habe nur zweimal, allerdings jedesmal sehr lange, mit Wilhelm II. gesprochen. Aber diese zwei Unterredungen, von denen eine fast zwei Stunden dauerte, genügten, um den Eindruck der Hohlheit, der Oberflächlichkeit, der Schauspielerei, des unechten Sichgebens hervorzurufen.

Auch den Wert von feierlichen Versprechungen Wilhelms II. lernte ich kennen. Mit Handschlag hatte Wilhelm II. mir im Jahre 1895 versprochen, ich solle im Holsteinschen einen Landratsposten erhalten. Der Zentrumsführer Lieber, der davon gehört hatte, erklärte dem damaligen Kriegsminister von Bronsart: wenn ich Landrat würde, oder sonst ein Amt in Preußen erhielte, würde das Zentrum geschlossen gegen die nächste Marine-Vorlage stimmen. Bronsart meldete das Wilhelm II., und Wilhelm II. sagte: „Dann lasse ich

den Mann fallen.“ Und an mich gelangte auch nicht ein entschuldigendes, erklärendes Wort, etwa, daß Staatsnotwendigkeiten über Einzelschicksale gehen oder ähnlich, was ja ganz selbstverständlich ist. Nein, ich wurde „fallen gelassen“, ohne Umsehen und ohne Erklärung, trotz kaiserlichem Handschlag und kaiserlichem Versprechen. (Vergl. mein Werk: „14 Jahre Jesuit“ 2, 604—607.)*)

Und auf solchem Charakter ruhte die Riesenverantwortung für das deutsche Kaiser- und das preußische Königtum! Mit solchen Eigenschaften stand der Führer des deutschen Reichsschiffes auf der Kommandobrücke.

Aber er war nicht allein. Er hatte eine Umgebung. Und was immer Wilhelm II. an schwerer Verantwortung für das Geschehene selbst trägt, seine Umgebung ist mitverantwortlich, ihre Schuld ist in gewissem Sinne weit größer als die seine.

Freilich, die Umgebung hing von ihm ab, er gab sie sich. Aber wären aufrechte Männer in seiner Umgebung und unter denen gewesen, die Zutritt zu ihm hatten, nie wäre es in der unseligen Charakterentwicklung so weit gekommen.

Ein rückhaltloses Wort über Wilhelms II. Umgebung ist also zu sagen.

* * *

Es ist das Verhängnis der Herrscher, auf einsamer Höhe zu stehen, vielfach die Dinge durch Anderer Augen sehen, durch Anderer Ohren hören zu müssen. Die Harun al Raschids sind selten.

*) Ubrigens bin ich froh, „nichts“ geworden zu sein.

Weiteres Herrscherverhängnis ist, daß die Majestät erdrückt, daß sie aus der gebührenden Ehrfurcht leicht ungebührliche, verwerfliche Unterwürfigkeit macht. „Männerstolz vor Königsthronen“, wo ist er? Und doch ist „Männerstolz“ nirgendwo mehr angebracht, nirgendwo von besserer Wirkung als gerade vor „Königsthronen“. Männer neben und um den König sind unermesslicher Segen für ihn und sein Volk.

Armer Wilhelm II.! An solchen Männern, die den Mut ihrer Meinung hatten, hat es dir in bejammernswerter Weise gefehlt. Wohl warst du selbst das größte Hindernis für solche Männer. Denn dein übersteigertes Selbstgefühl, deine Unfehlbarkeit in allem, sie vertrugen kein freies Wort. Den Freimütigen traf deine Ungnade. Und so schufest du dir einen Kreis von Kreaturen, von Schranzen, denen Männlichkeit und aufrechtes Wesen abhanden gekommen war. Du hattest es ihnen genommen. Armer Wilhelm II.!

Ich sage „abhanden gekommen“. Denn unter den vielen, die im Laufe der Jahre Wilhelm II. umgaben, unter den vielen, die häufigen und leichten Zutritt zu ihm hatten, waren gewiß Leute mit freimütiger Veranlagung. Sie ließen sich Freimut und Rückgrat rauben; sie erstarben allmählich in Bedientenhaftigkeit.

Tiefste Trauer erfaßt einen, wenn man bedenkt, was aus Wilhelm II. hätte werden können und was dann aus Deutschland geworden wäre, hätte er Männer um sich gehabt.

Schon in früher Jugend fehlte Wilhelm II. der Mann. Der Name Hinzpeter läßt deutsche Männlichkeit in trübstem Lichte erscheinen, und der Fluch eines Volkes

trifft mit Recht diesen „Erzieher“. In seine Hand war unermesslich Wichtiges gegeben. Nicht Mangel an erzieherischer Fähigkeit als solcher, auch nicht Mangel an Erkenntnis der Fehler seines Schülers und Zögling's waren es, die Hinzpeter den Prinzen Wilhelm statt dem Heile dem Unheile für sich und für uns alle entgegenführten, es war Mangel an männlicher Unerbrockenheit, an Mut zu Zucht und Tadel.

Hinzpeters Äußerungen über Wilhelm II. sind von beschämender Unwürdigkeit; es sind Ergüsse einer Jammerseele, die sich der ungeheuren Verantwortung, die ihr aufgebürdet worden, auch nicht entfernt bewußt war. Oder — und das ist noch weit schlimmer — wenn sie sich ihrer bewußt war, dann hat diese Jammerseele Gunst der kaiserlichen Eltern und des künftigen Kaisers und Königs weit über Gewissen und Pflicht gestellt.

Was ist unter Hinzpeterschem Einflusse nicht versäumt, verdorben und gesündigt worden am baldigen Träger der deutschen Kaiser- und preussischen Königskrone! Mit wieviel Blut und Tränen hat schließlich das deutsche Volk die Schwäche jenes „Erziehers“ bezahlen müssen.

Das ist keine Übertreibung. Das ist Wahrheit. Denn wäre Prinz Wilhelm damals erzogen worden zur Selbsterkenntnis und zum Anhören von Widerspruch und Tadel, Wilhelms II. Selbstbewußtsein hätte sich nicht zu einer Höhe emporgeschraubt, die der Gottähnlichkeit gleich, und die spätere Umgebung des Kaisers und Königs hätte nicht nötig gehabt, um in den so geliebten Ämtern und Würden zu bleiben, ihre Mannhaftigkeit zu kastriren und im Staatsfrack, in der Generalsuniform und im Hospredigertalar Sakai zu werden.

Einige bezeichnende Züge:

Das Herrenhausmitglied Graf Karl Finkenstein-Madlitz erzählte mir als Augen- und Ohrenzeuge, Wilhelm II. habe bei einer Frühstückstafel dem General von S., der Salz nicht vertrug, ein Salzfaß in den Suppenteller gestülpt mit den Worten: „Da, S., schluck' das.“ Und der mit so „gnädigem“ Scherz Beglückte schluckte es!

Mir selbst hat Herr von Levezow, der frühere Reichstagspräsident, ein Mann, kein Hofmann, erzählt, der Kaiser sei auf einem Hoffest an ihn herangetreten und habe ihn gefragt: „Ist es wahr, daß ich von Schmeichlern umgeben bin?“ Levezow erwiderte: „Nur von Schmeichlern nicht, Majestät“. Darauf habe sich der Kaiser ohne Antwort abgekehrt.

Freiherr von Mirbach, der Obersthofmeister der Kaiserin, hebt in den Vorträgen, die er über die Prunk-Palästina „wallfahrt“ des Kaisers hielt, rühmend hervor, man habe auf dem Wege von Jerusalem nach Bethlehem alles von Armut, von Not und Elend der Bevölkerung, wodurch das Auge des „kaiserlichen Pilgers“ hätte „beleidigt“ werden können, sorgsam und auch mit Gewalt entfernt. Und der höfische Schmeichler entblödet sich nicht hinzuzusetzen:

„Der Mohammedaner bewunderte in den Majestäten immer mehr gottgesegnete, höhere Wesen!“

Und was war der Bettel und Schacher, den derselbe Herr von Mirbach mit Orden und Titeln bei Christen und Juden (selbst beim anrühmigen Sozialdemokraten Singer!) trieb, um Geld zusammenzuscharren für Kirchen, was war dieser Schacher anders, als liebedienerisches Nachgeben an

die verderbliche und widerchristliche Neigung Wilhelms II., Prunk- und Prozenkkirchen (Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, Berliner Dom!) zu bauen?

Auch die Begas, die Wilhelm II. zum großen Künstler (Siegessäule, Nationaldenkmal), die Knackfuß, die ihn zum großen Zeichner („Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter“), die Gulenburg, die ihn zum Dichter und Tonsetzer („Sang an Megir“), die Hollmann und Delitzsch, die ihn zum großen Assyriologen und Theologen (offener Brief an Hollmann), die Ballin, die ihn zum Schiffs- und Welthandelsfachverständigen machten, sie alle und viele andere sind Aufbaufächer und damit schmeichlerische Verderber guter Naturanlagen gewesen.

Und erst die Umgebung Wilhelms II. auf der Weltbühne der großen Politik, die Reichskanzler nach Bismarck! Caprivi, Hohenlohe, Bülow, Bethmann (von Michaelis, Hertling und Max von Baden einstweilen zu schweigen). Wo und wann hat auch nur einer aus ihnen jemals den unseligen Gang Wilhelms II. persönlich, und zwar Aufsehen erregend persönlich, politisch hervorzutreten, bekämpft?!

Das in betrübender Verkennung der Wirklichkeit und in noch betrübenderer Selbstüberschätzung von Wilhelm II. auf Bismarck angewandte Wort vom „Handlanger“ ist noch viel zu gut für die genannten Leute. Verderbliche Kleber und Streber (Caprivi und Hohenlohe nehme ich aus), Umfall- und Aufstehmännchen, feile Schmeichler waren es, deren unmännliches Tun der Seele Wilhelms II. schwersten Schaden zugefügt hat.

Ganz besonders harten Tadel verdient die Hofgeistlichkeit, vor allem diejenigen („Männer“ kann man

sie wirklich nicht nennen) aus ihr, die seit Jahrzehnten eine ganz ausnahmsweise Vertrauensstellung bei Wilhelm II. einnahmen. Auch über diese Klasse von Hofleuten urteile ich nicht aus dem Heute heraus. Schon in meinem Buche: „14 Jahre Jesuit“ (1910) habe ich das Hofpredigertum „Hoffchranzentum“ genannt und seine höfische Abhängigkeit als Widerchristentum gekennzeichnet (a. a. O. 2, 599). Aber die Hof- und Oberhofprediger sind, oder vielmehr waren nun einmal da, und so war es ihre erste Pflicht als „Diener Christi“, dem Manne die Wahrheit zu sagen, dessen Wahrheitsprediger sie von Amtes wegen waren. Ist es denkbar, daß, wenn unter denjenigen aus ihnen, die „Freunde“ Wilhelms II. wurden, die sein uneingeschränktes Vertrauen genossen, aufrechte, die Wahrheit über alles liebende Männer gewesen wären, ist es denkbar, sage ich, daß dann Wilhelm II. sich so entwickelt hätte? Bei Männern, deren heiliger und einziger Beruf es war, den Worten Christi gemäß zu sprechen und zu handeln, hätte es, wenn anders sie Treue wahrten ihrem Berufe und wenn anders sie auf der Höhe ihrer Predigeraufgabe standen, entweder zur Besserung Wilhelms II. oder zum Bruche mit ihm kommen müssen. Daß solche Leute jahrzehntelang ohne Besserung und ohne Bruch in ihrer Hof- und Oberhofpredigerstellung blieben und von Stufe zu Stufe stiegen (eigentlich sanken sie), ist Beweis, daß sie ihre Pflicht schmäählich versäumten. Diese „Diener Christi“ machten salbungsvolle Worte bei Hoffestlichkeiten, predigten nach Texten, die ihnen von Wilhelm II. vorgeschrieben wurden, auch bei ganz unchristlichen Gelegenheiten (das jährlich wiederkehrende Ordensfest!), nahmen widerevangelische Orden, Titel und Würden (Erzcellenz, Adel!) an,

dienten als Ausstattungstücke bei Hofbällen, Hofumzügen, Hofafeln, Hofopernvorstellungen usw., aber mit keinem Finger rührten sie an tief sitzende Schäden, mit keinem Wort mahnten und warnten sie, geschweige, daß sie Kopf und Kragen setzten an Bekämpfung so manchen Geistes, der von Wilhelm II. und von seinem Hofe aus sich ausbreitete, teils ansteckend und vergiftend, teils aufreizend, Neid und Haß erregend.

Armer Wilhelm II., der du, trotz hunderten von dich umgebenden Schranzen einsam bliebest auf der Höhe der Selbstüberhebung, weil menschlicher und christlicher Zuspruch, freimütige Mahnung, unerschrockener Tadel dir fehlten. Arm, bettelarm warst du gerade wegen des „Reichtums“ der „Umgebung“.

Das Herz fühlt tiefes Mitleid mit dem Manne, der gewiß viel Gutes gewollt hat, dessen Wollen aber mißleitet wurde durch die eigenen ungehemmten, ohne Selbsteinsicht und ohne Selbstzucht sich unheilvoll auswirkenden Charaktereigenschaften; und der Sinn empört sich über die feile Erbärmlichkeit der von ihm genährten, gekleideten und bezahlten Umgebung.

Man wende nicht ein: „Wilhelm II. duldete keine aufrechten Männer; jeder Widerspruch führte zur Entfernung.“

Gewiß, das war eine der verhängnisvollsten Eigenschaften des wilhelminischen Jchs. Aber niemand kann ernsthaft glauben, daß selbst dieses so hochfahrend gewordene Ich standgehalten hätte den fort und fort inhaltlich sich gleichlautend wiederholenden Mahnungen: „Majestät befinden sich im Irrtum; Majestät dürfen so nicht handeln; Majestät verkennen die Lage; Ich, Majestät, gehe

lieber, als daß ich Erkenntnis und aufrechte Gesinnung verleugne.“

Hätten Hofangestellte, Generaladjutanten, Reichskanzler, Minister, Hofprediger und wer immer sonst das Ohr Wilhelms II. hatte, so gesprochen, einer nach dem andern, der Erste, der Zweite, der Dritte, der Vierte usw., und wären sie gegangen, der Erste, der Zweite, der Dritte, der Vierte usw., nie und nimmer hätte Wilhelm II. sich soweit verirrt in eitler Verkennung seiner Fähigkeiten. Einsicht, Selbstbescheidung, Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit hätten allmählig Platz gegriffen, und statt nach unten, wären Wilhelms II. und Deutschlands Wege nach oben gegangen. Er hätte Mannesmut und Überzeugungstreue schätzen, er hätte fremdes Urtheil achten gelernt; er hätte so sprechende und so handelnde Männer um sich behalten, oder, falls er sie in erster Hochmuthsregung entfernt, er hätte sie zurückgerufen.

So wäre das viele Gute, das in Wilhelm II. war, zur Entfaltung gekommen. Umgeben von klugen, charakterfesten Männern, die ihm die Wahrheit sagten, hätte er den ihm überkommenen gewaltigen Schatz — Deutschlands Macht und Deutschlands Ansehen — zum Segen verwendet für sein eigenes Volk und für die Welt. Er wäre, gleich seinem Großvater Wilhelm I. groß geworden in Selbstbescheidung, groß im Anhören des Rates anderer, groß in Unterordnung unter bessere Einsichten, groß im Treuehalten auch solchen Männern, die ihm widerstanden und deren Überlegenheit er als etwas Unbequemes empfand.

Armer Wilhelm II.! Du selbst warst nicht groß, denn du erzogst dich nicht zur Selbstbescheidung, zum

Kampfe gegen dein eigenes fehlerhaftes Ich; vollendet aber wurde dein Unglück, weil feige Menschen dich umstanden.

Wenn Könige nicht ganz große Menschen sind, die aus sich den Weg nach oben gehen, dann werden sie wie der Haufen ist, der sie umgibt, und ihre schlechten Eigenschaften entwickeln sich in Riesenschnelle, gemäß der Erbärmlichkeit dieses Haufens. Und einen erbärmllicheren Menschenhaufen als den, der 30 Jahre lang Wilhelm II. umstanden hat, gibt es kaum.

Fluch also über das Schranzentum in Hofmarschall-, Kammerherrn-, Generalsuniform und Oberhofpredigertalar.

Fluch auch über die Leute im Bürgerkleide aus dem Gelehrtenstand, die gegen bessere Einsicht, in Selbstsucht und Feigheit, Wilhelms II. Gunst umwarben!

Fluch ganz besonders den Volksvertretern in Reichs- und Landtag, die sich nie, auch nicht in den „berühmten“ Novembertagen 1908, zur Höhe ihrer Aufgabe emporrissen: „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist“, d. h. die Wahrheit, den Warnungsruf, das unerschütterliche: „Bis hierher und nicht weiter! Zurück!“, die nie auch nur den Versuch gemacht haben, unmittelbaren Zutritt zu fordern zum Kaiser und ihm Auge in Auge zu sagen, was gesagt werden mußte. Fluch über die kleinlichen Wortemacher aller Parteien: Konservative, Zentrum, Nationalliberale, Freisinn! Feige haben sie, die berufenen Vertreter des deutschen Volkes, den Kaiser allein gelassen, und da es noch möglich war, ihn von seinem einsam-verderblichen Hochmutsweg zurückzurufen, ließen sie die unendlich kostbare Zeit verrinnen und gossen ihr schales Innere aus in subalternem Geschwätz.

Wenn Wilhelm II. schwere Schuld hat an dem Furchtbaren, das über Deutschland gekommen ist, dann ist die Schuld seiner Umgebung ungeheuer. Sie, weit mehr als Wilhelm II. selbst, gehört vor ein Gericht. Denn Wilhelm II., weil hemmungslos und ungewarnt sich hineinsteigernd in erträumte Übermenschlichkeit und in phantastisches „Gottesgnadentum“, erkannte allmählig seine eigenen Fehler nicht mehr, ja, er glaubte an sie als an Tugenden. Seine Umgebung erkannte das Verhängnisvolle seiner Entwicklung, doch sie dienerte und schmeichelte weiter.

Wenn kein anderes Gericht, so wird das Gericht der Geschichte das „Schuldig“ sprechen über die Schranken-Umgebung Wilhelms II., und die Verachtung und — noch einmal sei es gesagt — der Fluch des deutschen Volkes trifft sie.

Armer Wilhelm II.! Armeres Deutschland!

IV.

Worin nun bestand die Mißregierung Wilhelms II.? Ihre aus dem Charakter stammenden Ursachen habe ich schon aufgeführt. Jetzt handelt es sich um die Wirkungen dieser Ursachen nach außen.

Zunächst ist eine Tatsache hervorzuheben — sie steht auch zeitlich im Vordergrund der Regierungshandlungen Wilhelms II. —, die wie keine andere die verhängnisvollen Charakterzüge Wilhelms II. trägt, und die wie keine zweite Deutschland nach Innen und nach Außen aufs schwerste geschädigt hat: Bismarcks Entlassung und das Wie der Entlassung.

Am 31. Dezember 1888 schrieb Wilhelm II. dem Erbauer des Reiches:

„Mit Freude und Trost erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen . . . Ich hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.“

Schon zwölf Monate später begann das wahrhaft unwürdige Hinausdrängen des großen Mannes aus seinem Werke. Immer verletzender und kleinlicher wurde das Verhalten Wilhelms II., immer gesuchter die Anlässe zu Zerwürfnissen. Weder die Weigerung Bismarcks, die kaiserlichen Erlasse über die Arbeiterschutzgesetzgebung gegenzuzeichnen, noch seine Unzufriedenheit mit der Ernennung Herrfurths zum Minister des Innern, noch sein Festhalten an der Kabinettsordre von 1852 (Vortragsrecht des Ministerpräsidenten beim Monarchen), noch endlich — hier wird die Kleinlichkeit maßlos und die Herbeizerrung von „Gründen“ greifbar — der Empfang des Zentrumsführers Windthorst, stehen auch nicht entfernt im Verhältnis zur Furchtbarkeit des dann Kommenden. Es war ein kaltherziger Plan. Den großen Kanzler vertrug Wilhelm II. nicht neben sich. Alles ging hervor aus Selbstüberhebung, aus der später noch so oft sich kundgebenden Gesinnung: „So will ich; so befehle ich.“ Schließlich wurde der erste Paladin Wilhelms I. wie ein auf Untreue ertappter Diener aus seinem Hause fastgeworfen. Wilhelm II. aber telegraphierte seinem Großoheim in Weimar:

„Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich meinen Großvater noch einmal verloren. Es ist mir aber von Gott einmal bestimmt, also habe ich es zu tragen, wenn ich auch darüber zugrunde gehen sollte.“

Welchen Ausblick in die Zukunft gewährte diese von Undankbarkeit, Eitelkeit, Unwahrhaftigkeit, Kurzsichtigkeit übervolle erste „Tat“ Wilhelms II.! Und wie hat die Zukunft, von Jahr zu Jahr Gegenwart werdend, den Ausblick bestätigt! Wo waren, auch nur in einem einzigen Punkte von Bedeutung, Stetigkeit, kluge Zurückhaltung, Maßhalten? Ja selbst Würde ließ Wilhelm II., sonst auf Pose so bedacht, in seinen Handlungen vermissen.

Immer mehr befestigt sich der Eindruck: Wilhelm II. benutzte jeden Anlaß, selbst wichtige politische Maßnahmen, in erster Linie, um von sich reden zu machen, um Aufsehen zu erregen, um zu „bluffen“. Das Wort ist nicht zu stark: Sprunghaftigkeit, Unzuverlässigkeit, Herausforderung und dann wieder Zurückweichen waren die bösen Merkmale wilhelminischer Politik. Die gediegene Schlichtheit und die gemessene, wahrhaft königliche Zurückhaltung Wilhelms I., verbunden mit der überragenden Bismarckschen Staatsweisheit wurden von Wilhelm II. fast verächtlich beiseite geschoben, und an ihre Stelle traten: theatralische Geste, emporkömmlinghafte Aufmachung, unbelehrbare Unflugheit, unberechenbare Blözlichkeit.

Damaskus, Burenkrieg, Kiautschou, Marokko, Agadir, Algeiras und was mit diesen Namen zusammenhängt, sind Zeugen.

Einige Kundgebungen Wilhelms II. zur Außenpolitik:

„Ich glaube, daß wir im 3. Armeekorps wie in der gesamten Armee wissen, daß darüber nur eine Stimme sein kann, daß wir lieber unsere gesamten 18 Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Strecke liegen lassen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten“ (Frankfurt a. D., 16. 8. 1888). „Hierfür [die Weltmachtstellung Deutschlands] die geeignetsten und wenn es sein

muß, auch die schärfsten Mittel rücksichtslos anzuwenden, ist meine Pflicht und mein schönstes Vorrecht (Wilhelmshaven, 8. 7. 1900). „Ich hoffe, den Frieden wiederherzustellen mit dem Schwerte und Rache zu nehmen [an China], wie sie die Welt noch nicht gesehen hat“ (Wilhelmshaven, 2. 7. 1900). „Pardon wird nicht gegeben [in China]! Gefangene werden nicht gemacht! Wer Euch in die Hände fällt, sei Euch verfallen! Wie vor 1000 Jahren die Hunnen unter ihrem König Gzel sich einen Namen gemacht haben . . . so möge der Name ‚Deutscher‘ in China auf 1000 Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen“ (Bremerhaven, 27. 7. 1900). „Möge der Sultan und mögen die 200 Millionen Mohammedaner, die auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird“ (Damaskus, 8. 11. 98). „Der Admiral des atlantischen Ozeans [Wilhelm II.] dem Admiral des stillen Ozeans [Zar] (Reval, 7. 8. 1902). Am 1. Januar 1905 verlieh der Kaiser dem russischen General Stössel [Port Arthur] und dem japanischen General Nogi den Orden pour le mérite. „Sie [Graf Goluchowski] haben sich [in Algieras] als brillanter Sekundant auf der Mensur erwiesen und können gleichen Diensteß in gleichem Falle auch von mir gewiß sein“ (Berlin, 13. 4. 1906). „Ich spreche Ihnen [Burenpräsident Krüger] meinen aufrichtigsten Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind [Jameson auf Anstiftung Cecil Rhodes], den Frieden wieder herzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren“ (Berlin, 8. 1. 1896). Und am 11. März 1899 empfing Wilhelm II. Rhodes, den Anstifter des Burenkrieges, im Schloß zu Berlin. Am 19. Dezember 1899 drückte Wilhelm II. der Königin Viktoria seine Bewunderung aus über die Leistungen ihrer Truppen gegen die Buren und äußerte die Hoffnung, die britischen Waffen möchten bald vollen Erfolg haben. Dem Präsidenten Krüger aber, dem Empfänger des auf Englands Herausforderung gestellten Telegramms weigerte Wilhelm II. den Zutritt.

Was tritt in diesen Äußerungen nicht hervor an hochmütiger Unbesonnenheit, an Maßlosigkeit des Ausdrucks, an Unberechenbarkeit der Stimmung, kurz an einem Sich-Gehen-Lassen, das bei jedem Privatmann auf höchste tadelnswert wäre, das bei einem Staatsoberhaupte Verbrechen ist, weil es jedes, auch das schwächste Verantwortungsbewußtsein vermiffen läßt.

* * *

Nicht minder trostlos, in mancher Beziehung noch trostloser, weil sie einen noch tiefern Blick in die ungeordnete, jedes Gleichgewichts entbehrende Seele Wilhelms II. tun lassen, sind seine Wort-Taten in bezug auf innerpolitische Dinge und in bezug auf sonstige Geschehnisse oder Zustände, über die er glaubte sich äußern zu sollen. Auch was er, seine Person und ihre Verherrlichung betreffend, von andern geschehen ließ, gehört hierher.

Nachdem er die Sozialdemokraten bezeichnet hatte als „Rotte von Menschen, nicht wert den Namen „Deutscher“ zu tragen“, fuhr er fort: „Möge das gesamte Volk in sich die Kraft finden, diese unerhörten Angriffe zurückzuweisen! Geschieht es nicht, nun, dann rufe ich Sie [die Garde], um der hochverräterischen Schar zu wehren“ (2. 9. 1895). „Ihr [Garde] habt mir den Treueid geleistet, d. h. euch gilt von nun an nur ein Befehl, und das ist mein allerhöchster Befehl; ihr habt nur einen Feind, und das ist mein Feind! Und müßte ich euch einst vielleicht — Gott wolle es verhüten — dazu berufen, auf eure eigenen Verwandten, ja Geschwister und Eltern zu schießen, so denkt an euren Eid“ (23. 11. 1891). „Ihr [Rekruten] seid berufen, mich in erster Linie vor dem äußern und innern Feind zu schützen“ (16. 11. 1893). „Für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Reichs- und Vaterlandsfeind“ (14. 5. 1889). „Jene vaterlandslosen Feinde der göttlichen Weltordnung“ (8. 9. 1895). „Die sozialdemokratische Pest muß ausgerottet werden bis auf den letzten Stumpf. Ich

werde mich freuen, in diesem Gefecht jedes Mannes Hand in der meinen zu wissen, er sei edel oder unfrei. Diejenige Partei, die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des allerhöchsten Herrn [er selbst!] Halt zu machen, muß überwunden werden“ (26. 2. 1896). „Die Tiere, die den Bau des Deutschen Reiches benagen, sind auszurotten“ (3. 2. 1899).

„Überall wurde an mir gezweifelt. Nur einer hatte zu mir Vertrauen, nur einer glaubte an mich, das war die Armee“ (16. 6. 1898). „Der einzige feste und unerschütterliche Pol in der Erscheinungen Flucht ist stets die preussische Armee gewesen“ (20. 5. 1903). „Ihr [Marine-Recruten] tragt des Kaisers Rock, ihr seid dadurch den anderen Menschen vorgezogen“ (3. 12. 1894). „Wer kein braver Christ ist, der ist kein braver Mann und kein preussischer Soldat“ (18. 11. 1897). Und dabei stellte Wilhelm II. wenige Jahre später, im März 1905, in einer Rede an die Marine-Recruten zu Wilhelmshaven die japanischen Soldaten als „Vorbilder der Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit, Tapferkeit und Selbstopferlichkeit“ hin. „Der vornehmste Umgang für den Soldaten ist der Soldat, nicht das Zivil“ (24. 11. 1891). „Mit dem Eintritt in das Heer seid ihr [Recruten] etwas Vornehmes geworden“ (15. 11. 1894). „Die burg- und festungsartig gebaute Kaserne [des Alexanderregiments] steht inmitten der Stadt, auch zu ihrem Schutz. Wenn es aber der Stadt einfallen sollte, sich jemals wieder gegen ihren Herrscher in frecher Unbotmäßigkeit zu erheben, dann wird das Regiment mit dem Bajonette die Ungehörigkeit des Volkes gegen seinen König zurückweisen“ (23. 3. 1901).

„Der Dreizaß gehört in unsere Faust“ (17. 6. 1897). „Gene Vaterlandslosen, welche die Anschaffung der notwendigen Schiffe zu hintertreiben wissen“ (24. 4. 1897).

„Ich gedente nach Kräften mit dem mir anvertrauten Pfunde so zu wirtschaften, daß ich hoffentlich noch manches andere werde dazulegen können . . . Diejenigen, die sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich“ (5. 3. 1890). „Brandenburger! Ihr Markgraf spricht zu Ihnen. Folgen Sie ihm durch dick und dünn, auf allen Wegen, die er Sie führen wird“ (20. 2. 1891). „Herrlichen Tagen führe ich euch [Brandenburger] noch

entgegen. Mein Kurs ist der richtige, und er wird weiter gesteuert“ (24. 2. 1892).

„Das Hohenzollernhaus ist von Gott an diese Stelle gesetzt; ich habe Gott und meinem Gewissen allein Rechenschaft zu geben für das, was ich zum Wohle des Landes tue“ (24. 2. 1894).

„Das Königstum von Gottesgnaden drückt aus, daß wir unsere Krone nur vom Himmel nehmen und die darauf ruhenden Pflichten nur dem Himmel gegenüber zu vertreten haben. Von dieser Auffassung bin auch ich befeelt und nach diesem Prinzip bin ich entschlossen, zu walten und zu regieren“ (15. 5. 1890).

„Von Gottes Gnaden ist der König, daher ist er auch nur dem Herrn allein verantwortlich“ (1. 1. 1900).

Nachdem der Schwager Wilhelms II., Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, in Folge des Schiedspruch des Königs Albert von Sachsen die Regentschaft des Fürstentums Lippe-Detmold im Juli 1897 niederlegen mußte, und der Graf von Lippe-Biesterfeld Regent wurde, beschwerte sich dieser in einem ehrfurchtsvollen Schreiben an Wilhelm II. darüber, daß seiner Familie vom Detmolder Regiment nicht die gebührenden militärischen Ehrenbezeugungen erwiesen würden, darauf telegraphierte Wilhelm II. an den Graf-Regenten am 15. Juli 1898: „Mein General hatte Befehl. Dem Regenten, was dem Regenten gehört, sonst weiter nichts. Im übrigen verbitte ich mir den Ton, den Sie sich in Ihrem Briefe erlauben.“ Auch wurde im Auftrage Wilhelms II. an die Schriftleitung des Gothaer Hofkalenders das Verlangen gestellt, wie sie mitteilte, „unter Drohungen“, die Kinder des Regenten aus der ersten Abteilung des Kalenders zu streichen, damit ihre Unebenbürtigkeit zum Ausdruck käme. Die Schriftleitung aber blieb fest. (Vorwort zum Hofkalender 1899).

„Es versteht sich von selbst, daß meine Beamten unbedingt nach meinen Direktiven und gehorsam meinen Befehlen, ohne Zaudern die Politik durchführen, welche ich als richtig erkannt habe“ (4. 9. 1902).

„Politische Pastoren sind ein Unding. Christlich-sozial ist Unsinn. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht“ (9. 5. 1896).

Nur ein ganz Großer, nur ein Herrscher auf der Höhe großer Erfolge, mit gewaltigen Taten nach innen und nach außen hinter sich, hätte vielleicht so sprechen können, aber allerdings ein wirklich Großer hätte auch dann nicht so gesprochen, denn die Sprache ist die eines Bramarbas. Als aber Wilhelm II. so sprach, war er ein junger Mann, ohne jede Tat, ohne jeden Erfolg. Worte, Worte, Worte, ohne auch nur einen Anfaß von Tat.

Aber wie aufreizend mußten nicht die Worte, trotz ihrer Leere wirken! Wie mußte die in ihnen hervortretende maßlose Hochfahrenheit jeden aufrechten Mann abstoßen und von Wilhelm II. abwendig machen! Wie mußten gerade solche Worte, denen Widerspruch aus der Umgebung fehlte, diese Umgebung immer tiefer in den Sumpf des Lakaintums hineinstoßen.

Waren die Äußerungen über „Militär und Zivil“ nicht Gift für das Verhältnis zwischen Soldat und Bürger? Und erst die Worte über die Sozialdemokratie! Hier fehlen Worte, das Unheilvolle dieser Worte auszudrücken. Sie gipfeln in dem Ausspruche: „Die Sozialdemokratie nehme ich auf mich!“ (Februar 1890.) Wie grell fällt der Feuerschein unserer unseligen Tage auf dies bombastische Wort! Die Sozialdemokratie verwüsthend herrschend im Schlosse Wilhelms II.; Wilhelm II. geflohen vor ihr im Auslande!

„Diejenigen, die sich mir entgegenstellen, zerschmettere ich“, sprach der 30jährige Wilhelm II. Ein Wort, scheinbar strotzend von Kraft und Mut. Aber in Wirklichkeit Hohlheit bergend eines, vor Entschluß und Tat gestellt, innerlich Schwachen, ja Feigen.

Zwei Jahre nach diesem Wort (1892), als die „Februarfravallo“ unter den Linden stattfanden, da fürchtete

Wilhelm II. sich so, daß er am 26. Februar den ständigen Nachmittagsritt unterlassen wollte. Nur dringendes Zureden seines Militärgefolges, daß er gerade heute reiten müsse, sonst würden die wildesten Gerüchte im Auslande laut und der Versicherung seiner Adjutanten, mit ihrem Leben für seines einzustehen, vermochten Wilhelm II. aufs Pferd zu bringen. So erzählte mir Graf Waldersee.

„Kommen keine Handelsverträge [mit Rußland] zusammen, so schlage ich alles kurz und klein“ (29. Oktober 1901). Spricht so ein Herrscher, der auch nur eine Ahnung von seiner Stellung hat? Es ist die Sprache eines ungezogenen Knaben.

„Sie [die Konservativen] müssen den [Mittelland-] Kanal schlucken“ (1. 4. 1901). Eine Kabinettsorder verbannte vom Hofe alle Kammerherren usw.; Landräte und Regierungspräsidenten wurden abgesetzt, die gegen den Kanal gestimmt hatten. Aber kurze Zeit darauf, ohne daß Verbannte und Abgesetzte ihre Haltung geändert hatten, waren sie wieder bei Hofe und in ihren Ämtern.

Hochfahrendes Getue als Hülle von Feigheit, kindische Drohung, Unstetigkeit: das sind Kapitelüberschriften für Wilhelms II. Wort-Taten.

Es kommt anderes hinzu.

Bei einem Festessen des 2. Garde-Drägoner-Regiments im Jahre 1894 wurde mir von einem Offizier!! das Rätsel aufgegeben: „Welcher Unterschied besteht zwischen Gott und dem Kaiser“? Antwort: „Gott weiß alles; der Kaiser weiß alles besser.“ Und in der Tat, kein Gebiet gab es, das Wilhelm II. nicht zu beherrschen wähnte, auf dem sein Urteil nicht das „bessere“, das unfehlbar bestimmende war.

Mit 30 Jahren erneuerte Wilhelm II. das höhere Schulwesen, leitete, d. h. bestimmte, er, der junge, unerfahrene Mann, die Beratungen ergrauter Schulmänner:

„Bisher hat der Weg von den Thermopylen über Cannä nach Roßbach und Bionville geführt; ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Das ist der richtige Weg und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln“ (17. 12. 1890).

Für Männerchöre und Volkslied wies Wilhelm II. neue Wege.

„Ich warne dringend davor, daß Sie [er sprach zu den Leitern von Männerchören aus ganz Deutschland] nicht etwa auf den Weg treten, es philharmonischen Chören gleich zu tun. Der Männergesang ist dazu nicht da. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie diesen meinen Ratschlägen entsprechen“ (6. 6. 1903). Und in einem „Promemoria“, das im Anschluß an diese Worte durch Herrn von Lucanus verlesen wurde, hieß es: „Die gesuchte und gekünstelte Art, wie sie in einer Reihe der gehörten Chöre sich zeigte, erschien uns als eine krankhafte, effekthascherische Art.“

„Das Theater ist eine meiner Waffen“ (16. 6. 1898).

„Das Reichstagsgebäude ist der Gipfel der Geschmackslosigkeit“ (25. 4. 1898).

„Eine Kunst, die sich über die von mir bezeichneten Gesetze und Schranken hinwegsetzt, ist keine Kunst mehr, ist Fabrikat, ist Gewerbe“ (18. 12. 1901).

„Selbst ein unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete der romanischen und byzantinischen Mosaikkunst bin ich aufs freudigste überrascht gewesen von der großartigen und stilgerechten Auffassung und harmonischen Gesamtwirkung, welche das Modell [zu Schaperschen Bildern für das Aachener Münster] so trefflich veranschaulicht“ (6. 4. 1900).

[Zu Professor Bölsflin:] „Machen Sie mir bitte ordentlich Front gegen die moderne Richtung“ (14. 6. 1904).

„Nun, das läßt sich doch ändern.“ Mit diesem Worte bejegnete Wilhelm II. dem Einwande Ballinz, er sei als Jude

nicht geeignet für ein hohes Staatsamt (Germania vom 22. 6. 1901). Welche Leichtfertigkeit in Auffassung religiöser, welche Oberflächlichkeit in Auffassung von Rassenfragen liegen nicht in diesen sechs Worten!

* * *

Und wie haltlos war Wilhelm II. dem Ausländer-
tum gegenüber! Wie sehr kam dabei die Verehrung des
Geldes zutage!

Durch kaiserliches Telegramm (14. 7. 1903) wird der Oberbürgermeister von Danzig benachrichtigt, daß der Milliardär Vanderbilt an Bord seiner Yacht „Northstar“ in Danzig eintreffen werde, um die Marienburg zu besichtigen. General von Mackensen, damals Kommandeur der Leibhusarenbrigade in Langfuhr, wird angewiesen, den Dollarkönig zu einem „Liebesmahl“ einzuladen. Und welche „Verdienste“ hatte der 27jährige Vanderbilt außer seinen Milliarden?

Der millionenschwere Großschlächter Armour aus Chicago, der mit seiner Yacht zur Kieler Woche gekommen war, wird zur kaiserlichen Tafel geladen.

Cecil Rhodes, der südafrikanische Diamantenkönig, wird vom Kaiser empfangen und zwar im Straßenanzug (11. 3. 1899); seine Geldbrocken, in Form von Freistellen für deutsche Studenten in Oxford werden mit überschießendem Dank angenommen.

Um Roosevelts, dieses Überbarnums im Präsidentenkleide, Gunst buhlt Wilhelm II., und Roosevelts Tochter wird gebeten, die „Taufe“ an einer Yacht Wilhelms II. zu vollziehen (12. 1. 1902).

Ein Standbild Goethes wird von Wilhelm II. nach Rom; ein Standbild Friedrichs des Großen nach Washington gestiftet. Goethe wird schließlich hinter einen Bretterzaun gestellt; Friedrich der Große wird zu Granaten gegen das deutsche Volk eingeschmolzen.

Der Mutter des ermordeten Präsidenten Carnot geht ein kaiserliches Telegramm zu: Carnot sei, würdig seines großen Stammes, auf dem Felde der Ehre gefallen (25. 6. 1894).

Dem französischen Schulschiffe „Iphigenie“ drängt Wilhelm II. in Bergen seinen Besuch auf und telegraphiert an den Präsidenten

Loubet über „die sympathische, ihres edlen Vaterlandes würdige Haltung der französischen Seeleute“ (3. 7. 1899).

Gleichfalls telegraphisch beglückwünscht Wilhelm II. den Präsidenten Loubet zum Siege Frankreichs über Deutschland im Gordon-Bennett-Automobilrennen (18. 7. 1904).

Bei einer Hungersnot in Indien läßt Wilhelm II. durch die Berliner Großbanken eine halbe Million aufbringen und zeigt die auf so eigenartige Weise zusammen gekommene „Spende“ dem englischen Vizekönig von Indien in einem Sympathietelegramm an, das mit den auf England gehenden Worten schließt: „Denn Blut ist dicker als Wasser“ (3. 5. 1900).

Das sind Züge, die eine für ihren Träger beschämende Gefallsucht bekunden. Es liegt in ihnen das, was man derb, aber richtig mit Heranschmeißertum bezeichnet. Völlig fehlt ihnen die Würde, die vornehme Zurückhaltung, die ein Staatsoberhaupt haben muß und die Wilhelm II. von seinem Großvater, auf den er sich ständig berief, hätte lernen können und hätte lernen müssen.

Aber was war denn in Wirklichkeit dem Enkel der Großvater, außer Gegenstand leerer und in ihrer Geschraubtheit häßlicher Redensarten, die das Andenken dieses in seiner Schlichtheit, in seiner echten Vornehmheit und in seiner opfertreuen Selbstbescheidung wirklich großen Herrschers geradezu entweihten?!

„Wenn der hohe Herr [Wilhelm I.] im Mittelalter gelebt hätte, er wäre heilig gesprochen worden und Pilgerzüge aus allen Ländern wären hingegangen, um an seinen Gebeinen Gebete zu verrichten. Gott sei Dank, das ist auch heute noch so. Seines Grabes Tür steht offen, alltäglich wandern die treuen Untertanen dahin und führen ihre Kinder hin, um sich des Anblickes dieses herrlichen Greises zu erfreuen“ (26. 2. 1896).

Kann man Worte finden, die ein stärkeres Verkennen Wilhelm I. und eine hohlere „Verehrung“ dieses durch und durch evangelischen Königs bekunden, als solche Sätze,

die ihn herabdrücken auf die Stufe eines katholischen „Heiligen“?

Auch lassen die gefallsüchtig=liebedienerischen Äußerungen und Handlungen in bezug auf das Ausland jedes Augenmaß vermissen für die Wirkung, die sie haben mußten. Zu glauben, daß mit so etwas Frankreich, England, Amerika, Italien gewonnen, daß mit so etwas die elsäzisch=lothringische Frage aus der Welt geschafft, die Freiheit der Meere gesichert, die italienische Irredenta versöhnt, der amerikanische Geschäftsimperialismus beseitigt werden könnten, ist Gipfel der Verblendung, ist nur möglich, weil der Glaubende die gleiche Wirkung, welche Umschmeichelungen auf ihn selbst ausübten, auch bei anderen annahm.

Selbst Jagdergebnisse mußten der Eitelkeit Wilhelms II. dienen.

„Auf Wunsch des Kaisers wird den ganz kapitalen Hirschen auf der Stelle der Erlegung ein Stein gesetzt mit der Inschrift: „Hier erlegte S. M. Kaiser Wilhelm II. (Datum und Jahr) einen kapitalen (Enderzahl) Hirsch“ (Graudenzler Gesellige 2. Oktober 1899). Durch den Bildhauer Borsdorf ließ Wilhelm II. am 24. September 1903 in der Schorfheide einen Denkstein errichten: Unser durchlauchtigster Markgraff und Herr Kaiser Wilhelm II. faellete alhier am 19. IX. 1902 Allerhöchst Seinen 200. edel Hirschen auf der Grinnitzer Heyden.

In dem obereschlesischen Jagdgebiet Neudeck des Fürsten Dencell von Donnerzmark wurde Anfang 1902 ein Denkstein gesetzt, der die Erlegung der „fünfsigtausendsten Kreatur“ (es war ein weißer Fasan) verkündete.

* * *

Wilhelm II. ließ es geschehen, daß bei amtlichen Empfängen und festlichen Anlässen von Ministern und

Reichskanzlern (besonders Miquel, Studt und Bülow taten sich hierin hervor) ihm faustdickes Lob gespendet wurde über seine politischen, künstlerischen und menschlichen Eigenschaften. Wie leicht wäre es ihm gewesen, diese umnebelnden Weihrauchwolken sich zu verbitten. Aber er ließ sie nicht nur zu, er forderte sie in einer Weise heraus, wie kaum ein Herrscher vor ihm, jedenfalls wie kein anderer Preußenkönig aus dem Hohenzollernstamme, auch die größten nicht, es je getan haben:

„Von einer idealen Figur wie die meines Vaters, an der Seite meiner Mutter, getragen von der Liebe seines Volkes, ist der Segen herabgeströmt. Eine herrliche Gestalt, der der Staub der Straße nicht einmal an den Saum des Gewandes reichte. Und ebenso das herrliche verklärte Bild meiner Mutter, die sorgende Frau, deren jeder Gedanke Kunst war, und bei der alles, sei es noch so einfach, das für das Leben gestaltet werden sollte, von Schönheit durchweht war. Ein Hauch der Poesie umgab sie. Deren Beider Sohn steht vor Ihnen als ihr Erbe und Vollzieher (Rede bei Enthüllung von Glasfenstern mit den Gestalten des Kaisers und der Kaiserin Friedrich im Kunstgewerbe-Museum am 25. Januar 1902).

* * *

V.

So steht die Persönlichkeit Wilhelms II. vor uns: ungeeignet als Herrscher, weil mit Eigenschaften behaftet, die nur durch Selbstbeherrschung unschädlich gemacht werden konnten; die Beherrschung aber fehlte ganz, und weil oben-drein die rückgratlose und schmeichelnde Umgebung Wilhelms II. diese bösen Eigenschaften ins Übermaß steigerte.

* * *

War die Uneignung für Friedenszeiten da, um wie viel mehr für einen solchen Krieg.

Ich erkenne nicht den Anlauf, den Wilhelm II. nahm, um sich auf die Höhe der Kriegsaufgabe zu stellen; ich erkenne nicht Wort und Wirkung seines glücklichen Wortes: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche“; ich erkenne nicht seine Sorge für Verwundete, aber dies und manches andere Gute ist wie nichts gegenüber den ungeheuren Fehlern, die wiederum sein Charakter ihn während des Krieges begehen ließ.

Unerörtet sollen bleiben die vielen rednerischen Entgleisungen und die burschikose Tonart, die selbst die Furchtbarkeit des Weltkrieges nicht zu beseitigen vermochten: („Jetzt werden wir sie verdreschen“. „Wenn Sie nach London kommen, treten Sie meinem Vetter Georg vors Schienbein“ usw.), so schlimm beides in solchem Munde und in solchen Stunden auch ist.

Auch die schweren Fehler in den unendlich wichtigen militärischen Dingen lasse ich beiseite. Bleiben wir bei der Politik.

Ein Kaiser von Tatkraft hätte unmittelbar nach Ausbruch des Krieges Bethmann Hollweg beseitigt. Denn ein Reichskanzler, der eingesteht, wie Bethmann es dem englischen Botschafter Goschen gegenüber getan hat, daß der Ausbruch des Krieges der „Zusammenbruch“ („wie ein Kartenhaus“) seiner langjährigen Politik war, der in seiner ersten Kriegssrede unseren Einmarsch in das an England und Frankreich gebundene „neutrale“ Belgien als „Neutralitätsbruch“ und „Unrecht“ bezeichnet, der durfte keine Stunde mehr Reichskanzler bleiben. Aber er blieb, weil er eine Kreatur Wilhelms II. war, weil wilhelminische und bethmannsche Entschlußunfähigkeit, Wankelmüt und politische Kurzsichtigkeit zusammenstimmten.

Alle Mahnungen waren umsonst. Hart wurden die Männer angelassen und mit Ungnade bedroht, die Bethmann als das bezeichneten (und Beweise dafür erbrachten), was er war: der Unfähigste der Unfähigen, auf Reden gestellt, statt auf Tun, Kleber am Amt, Verkünder politischer Lagen, Schwächling in Ausnutzung militärischer Erfolge, ja ihr Durchkreuzer und Verhinderer, strafwürdiger Begünstiger der Sozialdemokratie, tatsächlich Landesverräter.

Gerade in der von Bethmann befürworteten und von Wilhelm II. gebilligten Umschmeichelung der Sozialdemokratie lag eine über alles verhängnisvolle Verkennung der Wirklichkeit und eine Heraufbeschwörung ungeheurer Gefahr. Das sozialdemokratische Chaos, in dem wir stehen, ist dafür schlagender Beweis.

Selbst nicht Wilhelm II. und selbst nicht ein Bethmann konnten im Ernst glauben, die Sozialdemokratie habe sich irgendwie gewandelt, sie habe irgendwie von ihren grundstürzenden, internationalen Plänen gelassen. Die Umschmeichelung konnte also nur hervorgehen aus Furcht. Dazu aber war weder tatsächlich Grund vorhanden, noch durfte, auch wenn Grund vorhanden gewesen wäre, der Furcht nachgegeben werden. Die gerechte Behandlung, welche die Sozialdemokratie seit Jahrzehnten in Deutschland erfahren, die ruhige Entwicklung, die infolgedessen die Sozialpolitik bei uns genommen hatte und die staatsbürgerliche und militärische Pflichterfüllung der Sozialdemokratie selbst machten die Furcht gegenstandslos. Nicht aber waren gegenstandslos Wachsamkeit und Festigkeit; nicht war gegenstandslos die, wenn auch nicht in Worten, so doch durch das Verhalten betonte Überzeugung, daß trotz allem und allem ein Abgrund klatte zwischen der Sozialdemokratie

und dem überlieferten, unter hohenzollerschen Führung stehenden Preußen-Deutschland, und daß, wenn die Sozialdemokratie die Zeit für gekommen erachten würde, sie den alten Staat samt Szepter und Krone mit der alten Wirtschaftsordnung rücksichtslos beiseite schieben, und vor allem, daß sie das Heraufziehen dieser Zeit mit allen Mitteln beschleunigen würde. Und man wußte — ob Wilhelm II. es wußte, weiß ich nicht, aber seine Umgebung, seine Kanzler und Minister wußten es genau —, daß der als Rußlands Vertreter sich in Berlin aufhaltende Bolschewist Toffe, das russische Gesandtschaftshaus zu einem Herde des Bolschewismus gemacht hatte und mit größten Geldmitteln die Unterwühlung Deutschlands und seiner Throne betrieb.

Gegen diese furchtbaren Dinge schlossen Wilhelm II. und seine Kanzler, vor allem sein erster und sein letzter Kriegskanzler, Bethmann und Max von Baden, beide Augen und zwar so sehr, daß Bethmann Herrn Scheidemann als Vertrauensmann bestellte und Max von Baden Kaisertum und Reich bewußt der Sozialdemokratie auslieferte. Ein Verrat an seiner Beamten- und Fürstentpflicht, wie die deutsche Geschichte keinen ähnlichen kennt.

Wie sehr Herr Scheidemann, gedeckt durch kaiserlichen und reichskanzlerischen Schutz, geschadet, wie sehr er zur Zerrüttung der heimatischen und Frontverhältnisse beigetragen hat, bis er endlich sogar in die Regierung gelangte und jetzt zu den Beherrschern Deutschlands gehört, ist nicht zu sagen. Und um die ganze Bitterkeit, Schwächlichkeit und Schmachlichkeit auszukosten, die in der Stellung Wilhelms II. und Bethmanns zu Scheidemann liegen, erinnere man sich der Tatsache, die auch Wilhelm II.

bekannt war, daß Scheidemann, kurz vor Ausbruch des Krieges, in öffentlicher Versammlung das infame Wort gesprochen hat: „Bei den Hohenzollern ist Treubruch Erbüberlieferung.“

In einem an mich gerichteten Briefe eines in vier schweren Kriegsjahren und vielen Schlachten bewährten Frontoffiziers wird in wenigen Sätzen packend dargelegt, welche Verbrechen die von Kaiser und Kanzler umworbene Sozialdemokratie in der Heimat und an der Front durch planmäßige Unterwühlung begangen hat:

„Als im Frühjahr 1918 an der Front der Rückschlag erfolgte, da standen wir und die daheim vor einem Rätsel. Heute (Oktober 1918), wo wir die Ereignisse rückschauend überblicken, sehen wir klar. Die Sozialisten fürchteten, daß sie ihre Pläne; den Umsturz herbeizuführen, die sie von langer Hand vorbereitet und berentwegen sie die Kriegskredite bemilligt hatten, nicht verwirklichen könnten, wenn der Krieg glücklich für uns ausgehen würde, und so faßten sie, ohne Rücksicht auf die furchtbaren Folgen, den verräterischen Entschluß, die Front zu zermürben, und was den Feinden in 4 Jahren nicht gelungen war, sie brachten es zustande. An allen wichtigen Stellen: in der Heimat, in der Stappe, an der Front wurden ihre Anhänger und Vertrauensleute untergebracht. Auf Befehl der Berliner Hauptleitung setzt dann an allen diesen Stellen die unterirdische Arbeit ein: die Nachschübe kommen nicht rechtzeitig an, Befehle werden falsch oder gar nicht übermittelt, Nahrungs- und Munitionsversorgung stockt, überall wird passiver Widerstand geleistet. So leidet die Stimmung schwer, das Vertrauen zerbröckelt. Und in dieser heillosen Atmosphäre setzt gleichzeitig und allerorten eine maßlose Heiße gegen die Offiziere ein. Vielfach unbewußt unterstützt die Heimat diese sozialistische Wühlarbeit. Waffen und Munition werden beiseite geschafft, Versammlungen werden im geheimen abgehalten, und die Rollen werden verteilt. Aber trotz allem hält noch die Front. Da werden die Sozialisten in die Regierung berufen, berufen von den Hütern des Deutschen Reiches. Ohne Kampf räumt die kaiserliche Regierung,

um den „Burgfrieden“ zu wahren — es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum bittersten Weinen wäre — das Feld. Die Sozialisten haben ihr Ziel erreicht. Die Front ist zerstört, und Deutschland, das große, das herrliche, verschwindet im Abgrund. Eine Partei stürzt, um ihre Parteiziele zu erreichen, das gesamte deutsche Volk in Elend, Jammer und Not. Eine Untat, unerhört in der Geschichte.“

Erschütternde Worte, deren Wahrheit die Geschichte immer mehr zutage fördern wird, und welche die Sozialdemokratie selbst schon jetzt mit dreister Stirn als richtig anerkennt.

So sagt der Sozialistenführer Vater in Magdeburg:

„Seit dem Januar 1918 haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet. Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen“ (Kreuzzeitung vom 24. 1. 1919).

* * *

Bethmann, das Unheil Deutschlands, blieb während der drei entscheidungsschwersten Kriegsjahre durch Schuld Wilhelms II. im Amt, und der aus Schwäche ihn haltende Kaiser ließ sich, wiederum aus Schwäche, von Bethmann absperrren gegen jeden nicht Bethmannschen Einfluß.

Noch am 10. März 1917 nannte Wilhelm II. in einem Tadelsschreiben an Admiral von Knorr, weil er mit vielen anderen Männern in der Ablon-Besprechung Beth-

manns Entfernung verlangt hatte, Bethmann den Mann seines Vertrauens. Endlich im Juni 1917 fiel der mit nie wieder gutzumachenden schwersten Versündigungen am Vaterlande und mit der schließlichen Mißachtung aller belastete Bethmann.

Raffte sich jetzt wenigstens — es waren schon letzte Stunden — Wilhelm II. zur Tat auf? Trug er der Tatsache Rechnung, daß Politik gleich Krieg und Krieg gleich Politik nun einmal geworden waren, und daß nur die Schärfe des Schwertes den Weg auch zu diplomatisch-politischen Erfolgen bahnen konnte, daß also ein Mann als Reichkanzler nötig war, der im Kriege stand und die Kriegsführung beherrschte?

Weit entfernt war Wilhelms II. Seele von solchem das Heil bringendem Entschlusse. Das wäre ja so etwas wie „Diktatur“ gewesen, und nie hätte die Reichstagsmehrheit einen „Diktator“ getragen. Und mit der Reichstagsmehrheit mußte doch „regiert“ werden! Nicht kam es Wilhelm II., der jeden, der sich ihm entgegenstellte, „zerschmettern“ zu wollen erklärt hatte, in den Sinn, ja, nicht konnte es ihm in den Sinn kommen, weil sein Sinn untatkräftig war, daß richtig verstandene und richtig geübte „Diktatur“ nichts anderes ist, als höchste, zielbewußte und deshalb segensreiche Kraftentfaltung und Kraftzusammenraffung; nicht sah Wilhelm II., der die Jugend im Geschichtsunterricht über Sedan nach Cannä führen wollte, daß gerade das demokratisch regierte alte Rom in Zeiten höchster Gefahr (Cannä!) sich einen „Diktator“ schuf, der es rettete; nicht sah er, daß die uns feindlich gegenüberstehenden Demokratien: Frankreich, England, Amerika, um die äußerste Zusammen-

raffung der Kräfte zu erreichen, immer mehr das parlamentarische System verließen und zur „Diktatur“ übergingen. Er scheute die Tat und ließ sich von der durch Sozialdemokratie und Zentrum beherrschten Reichstagsmehrheit das Gesetz vorschreiben.

So kamen Michaelis, Hertling und Prinz Max von Baden in das Reichskanzlerhaus. Sie stellten Reich und Kaisertum auf die schiefe, immer steiler sich neigende Ebene der Halbheit und Kompromisse, bis der letzte von ihnen, der unwürdige, freilich nicht rein deutsche Sproß eines deutschen Fürstenhauses, Prinz Max von Baden, mit treuloser Hand alles in den sozialistischen Abgrund schob.

Wilhelm II. stand in diesen, Deutschlands und sein eigenes Geschick entscheidenden Stunden tatenlos beiseite. An Mahnern hat es ihm nicht gefehlt. Aber kein Wort der Beschwörung, der Aufrüttelung fand Widerhall in seinem Innern.

Am 10. Juli 1918 schrieb ich Wilhelm II. unter anderem:

„Wenn andere E. M. raten, darf auch ich es. Jeder darf es, der ein Herz für Deutschland, für Preußen, für das Hohenzollernhaus hat. Welchen Mannes bedarf jetzt Deutschland als Reichskanzler? Es muß ein Mann sein, der fernsteht dem Parteigetriebe, ein Mann mit klarem Erkennen der vaterländischen Notwendigkeiten und mit hartem Willen, sie durchzusetzen; ein Mann, der weiß, daß Deutschlands nationale und wirtschaftliche Zukunft nur dann gesichert ist, wenn es groß und mächtig genug ist, sich aus eigener Kraft zu schützen. Wenn seine Grenzen in Ost und West nach Möglichkeit unangreifbar sind; ein Mann, der weiß, daß das deutsche Volk ein Recht hat, Entschädigungen zu verlangen für die ungeheuren Opfer, die es, um den räuberischen Überfall seiner Feinde abzuschlagen, bringen mußte, und der gewillt ist, die Entschädigungen durchzusetzen; ein

Mann, der eins ist in Zielen und Mitteln mit der Heeresleitung, welcher auch die deutsche Politik und Diplomatie ihren Fortbestand verdankt; ein Mann, der bei aller gebührenden Achtung vor der deutschen Volksvertretung sich nicht einschüchtern läßt von parlamentarischen Mehrheiten, den demagogisches Geschwätz von der Reichstagstribüne nicht beeinflusst; ein Mann, der die neue Zeit mit ihren Ausblicken und Forderungen versteht und ihnen gerecht wird (auch und besonders bei Änderung des jetzigen schlechten preußischen Wahlrechts), der aber auch das bewährte Alte ehrt und es, wenn nötig, in allmählicher Entwicklung, nicht sprunghaft, ins Neue hinüberführt; ein Mann, der nicht rütteln läßt an der tausendjährigen monarchischen Grundlage Deutschlands, Preußens, Bayerns und der übrigen Bundesstaaten, ebensowenig wie an den gleich alten republikanischen Grundmauern unserer drei freien Reichsstädte. Und solche Männer hat Deutschland.

Eurer Majestät erlauchtem Herrn Großvater wird die Weltgeschichte den Namen des Großen nicht beilegen. Aber Kaiser Wilhelm I. hatte Größe, und zwar die Größe, die einen Herrscher zum Herrscher besonders geeignet macht. Er blieb sich, obwohl er selbst viele hervorragende Eigenschaften besaß, der eigenen Begrenzung bewußt und er stellte, in gewissenhafter Sorge um das Wohl seines Staates und seines Volkes, oft nicht ohne große Selbstverleugnung und Hintansetzung persönlicher Neigung, diejenigen Männer an diejenigen Stellen, von denen aus sie für Staat und Volk das meiste wirken konnten: Bismarck, Moltke, Roon und andere. So war er der selbstlose „Diener des Staates“ im friederizianischen Sinne und wurde dadurch der Erbauer der Größe Deutschlands und Preußens. Die Erhaltung dieses Erbes gegen eine Welt von Feinden ist jetzt die gewaltige Aufgabe Eurer Majestät. Sie kann nur gelöst werden, wenn Eurer Majestät Wille, wie an die Spitze des Heeres, so auch an die Spitze des Staates den richtigen Mann stellen und dort belassen.“

Und wie ich, so haben noch viele mit weit mehr Ansehen und Gewicht an Wilhelm II. geschrieben. Aber das Bismarck-Wort, das auch für Könige gelten muß: „Ein Minister muß unter Umständen sein Leben riskieren

und gegen Majoritäten regieren," gehörte nicht zu den Grundsätzen Wilhelms II. Und so riß das in ihm sitzende Verhängnis, Schwächlichkeit und Halbheit, ihn weiter fort nach unten.

* * *

Es kam die erste Flucht aus Berlin ins große Hauptquartier.

Daß dieser Weggang Flucht war, unterliegt keinem Zweifel.

Wilhelm II. war in Berlin nicht mehr sicher. Auch das trifft zu. Denn Berlin war — wir wissen wie und durch wen — sozialistisch-bolschewistisch planmäßig unterwühlt. Mit den russischen Millionen Joffes ließ sich auch ein Kaisermord ausführen. Aber bedeutet persönliche Sicherheit des Monarchen stets Sicherung der Monarchie? Doch wohl nicht. Die rückhaltlose bis zum Letzten gehende Einsetzung der Person wird auch für Monarchen, wollen sie die Monarchie retten, unter Umständen Pflicht. Durch Bleiben, durch kraftvolles Auftreten in Berlin, hätte Wilhelm II. dort und von dort aus im ganzen Reich vieles zum Bessern wenden, großen Abfall verhindern können. Ein kraftvoller, unter seine Bürger tretender König, ist noch immer eine Macht. Auch heute noch! Aber Wilhelm II. ging und überließ Preußen und Deutschland Herrn Scheidemann und seinem Schleppenträger Max von Baden.

Freilich, in sich, wenn nicht der Weggang aus Berlin den Charakter der Flucht gehabt hätte, war, wie die Dinge einmal lagen, Wilhelms II. Platz in der Mitte seines Heeres. Das Heer durchlebte nach außen und mehr noch nach innen entscheidende Stunden. Da mußte der oberste

Kriegsherr, er, dem das Heer Treue geschworen hatte, dessen Fahnen es in hundert Schlachten durch Tod zum Siege gefolgt war: er mußte in seiner Mitte sein. Aber er mußte kommen als oberster Kriegsherr, im unbeugsamen Geiste des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, Wilhelms I., gewillt, durch das Heer Reich und Volk und das Heer selbst zu retten.

Doch Wilhelm II. kam als Flüchtling, blieb als Flüchtling im großen Hauptquartier, und das Furchtbare trat ein: er entsagte der Krone und trat die zweite Flucht an, diesmal ins Ausland.

Verhülle dein Haupt, Deutschland! Dein Kaiser verläßt dich in der furchtbarsten Stunde, die deine Geschichte kennt!

* * *

Ich habe mich zu denjenigen bekannt, welche schon seit langem die Abdankung Wilhelms II. für notwendig hielten. Aber eine Abdankung in diesem Augenblicke und so, war ein Verbrechen. Denn die Abdankung geschah auf Geheiß der Sozialdemokratie, und Herr Scheidemann übermittelte den sozialdemokratischen Befehl, und der Abdankungsbefehl war befristet: bis zu der und der Stunde mußt du abgedankt haben!

Ist jemals Frecheres geplant und Unwürdigeres durchgeführt worden?

Schon oben habe ich den Mann — verdient er diese Bezeichnung? — erwähnt, der bei der Untat führend und bestimmend mitgewirkt hat: Hier sei er nochmals genannt: Prinz Max von Baden. Immer mehr tritt hervor, daß er tatsächlich ein Verräter war an Kaiser

und Reich, an Volk und Vaterland. Er bestürmte durch Telegraph und Telephon Wilhelm II. abzutanken; er stieß dem, wenigstens die Krone Preußens halten wollenden Wilhelm II. auch diese Krone vom Haupte, indem er die Abdankung des Königs von Preußen bekannt machte, bevor sie stattgefunden hatte und obwohl Wilhelm II. sich gegen sie wehrte.

In der Kreuzzeitung vom 1. 1. 1919 teilt eine unterrichtete Persönlichkeit mit:

„Der Reichskanzler drängte unaufhörlich auf Abdankung. Es wiederholten sich die bestürmenden Aufforderungen dazu in immer kürzeren Pausen unter Hinweis auf das von den Sozialisten bei der Regierung bis 1 Uhr mittags gestellte Ultimatum Auf's neue wurde dem Kaiser vom Reichskanzler die drängende Aufforderung zur Abdankung mit dem Bemerkten telephoniert, es handle sich nur noch um Minuten Unser oberster Kriegsherr erklärte sich bereit, auf die Kaiserkrone zu verzichten aber unter Behauptung der preußischen Königskrone. Noch bevor dieser Entschluß dem Reichskanzler telephonisch mitgeteilt werden konnte, kam dessen überraschende Meldung, es sei durch Wolffs Telegraphen-Büro der Welt die Abdankung des Kaisers und des Kronprinzen bereits bekanntgegeben. Auf diese Weise hat der Reichskanzler, dem Druck der Sozialisten nachgebend, dem Kaiser und Kronprinzen den Entschluß zur Abdankung über den Kopf weggenommen.“

Doch zurück zu Wilhelm II.

Er war, was die Abdankung betraf, in einer ungeheuer schwierigen Lage: die Feinde erklärten, solange er Kaiser sei, nicht verhandeln zu wollen, viele seiner Ratgeber rieten dringend und dringender, die Krone niederzulegen. Er soll lange und ernsthaft widerstanden haben. Aber er war kein Mann, der bis zum Ende widerstand. Ihm fehlte

das innere Wachstum zur Größe bei größeren und größten Aufgaben.

Für mich besteht kein Zweifel, daß, wenn Wilhelm II. sich in jenen furchtbaren Stunden aufgereckt hätte zur Höhe der Würde, die er trug, die Würde eines Deutschen Kaisers; wenn er dem so oft bekannnten, wenn auch falschen Glauben an sein „Gottesgnadentum“, daß er seine Kronen nur vom Himmel empfangen und nur dem Himmel wiedergegeben werde, in unbeugsamer Entschlossenheit gefolgt wäre, alles hätte eine andere Wendung genommen.

Denn — es sei nochmals wiederholt — tapfere und entschlossene Könige sind auch heute noch, ohne Heer und Kanonen, Großmächte.

Wilhelm II. hätte als Kaiser und König im Hauptquartier bleiben müssen. Sein Mut wäre der Duell geworden für Mut und Entschlossenheit von Millionen.

Aber er dankte ab und — floh!

Abdankung und Flucht waren von furchtbarsten Folgen begleitet, denn sie waren: Treulosigkeit, Verrat, Fahnenflucht. Sie waren das Zeichen zum regellosen, wüsten Umsturze alles Bestehenden.

Man sagt — und auch die gut unterrichtete Kreuzzeitung sagt es: die oberste Heeresleitung habe die Flucht geraten, fast gefordert, weil sie nicht mehr einstehen konnte für die persönliche Sicherheit Wilhelms II. Mag sein, daß die oberste Heeresleitung so riet, so forderte, so glaubte; dann riet, forderte, glaubte sie eben falsch. Allerdings, sie hatte es mit Wilhelm II. zu tun, nicht mit einem Friedrich dem Großen oder Wilhelm I., und so wird aus dieser Erwägung heraus ihr Rat verständlich. Denn ein abgedankter, schwächlicher und zaghafter Kaiser und König

inmitten eines in den Tiefen erschütterten Heeres und Volkes wäre zum denkbar schlimmsten Übel geworden. Sonst aber wäre das Bleiben, auch des abgedankten Herrschers und die Rückkehr zu seinem Volke das Heil gewesen.

Welche Wirkung hätte es nicht gehabt, wenn Wilhelm II. auch als abgedankter Kaiser und König nach Deutschland zurückgekehrt wäre und als erster und vornehmster deutscher Bürger, der er war und blieb, erklärt hätte: „Ich bin nicht mehr Kaiser, nicht mehr König, aber ich bin Deutscher; ich gehöre zu meinem Volke, ihm weihe ich meine Kräfte und Dienste; ich trete ein mit allem, was ich bin, was ich habe und was ich kann, in die Bürgerreihe.“

Wo immer dieser deutsche Mann, Wilhelm von Hohenzollern, seinen Wohnsitz nahm, wohin immer er gekommen wäre: dort wäre Deutschland gewesen. Er wäre Ausgangs- und Mittelpunkt geworden der einen großen Bürgerpartei, die in unüberwindbarer Unwiderstehlichkeit die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes zum Siege über die Sozialdemokratie geführt hätte.

Aber wäre dieser Wilhelm von Hohenzollern nicht einem Anschläge zum Opfer gefallen? Wohl möglich, ja wahrscheinlich. Aber der in deutscher Pflichterfüllung gefallene Wilhelm von Hohenzollern wäre ein zum unsterblichen, mit der ganzen Wucht seines Heldentodes mahnenden Warner geworden, dessen Stimme jeden Parteihader, auch das müßte Geschrei der aufrührerischen Straße übertönt und dessen Gedanke ein unauslöschliches, flammendes Wahrzeichen gebildet hätte: deutscher Treue, deutscher Kraft, deutscher Einheit und Geschlossenheit.

Aber der fliehende Wilhelm II. hat die letzten Stützen

der alten Ordnung in Volk und Heer zu Fall gebracht, er hat den Glauben an deutsche und hohenzollernsche Treue, an hohenzollernsche Tatkraft, und damit auch Deutschlands und des Hohenzollernhauses Zukunft fast vernichtet.

* * *

Noch einmal kehre ich zur Abdankung zurück. Sie ist die folgenschwerste Schwäche Wilhelms II. gewesen; die Flucht war die Unterstreichung der Schwäche.

Mit der Abdankung verschwand der oberste Kriegsherr.

Was das bedeutete, greifen wir jetzt mit Händen, sehen es mit entsehten Augen. Aber Wilhelm II. und seiner ihm beratenden Umgebung mußte die furchtbare Wirkung schon damals klar sein.

Neulich machte ich einen Gang um das zerstohene königliche Schloß in Berlin. Es ist ein Anblick zum Weinen. Nicht die Zerstörungen als solche drücken so furchtbar aufs Gemüt. Das Zu-Boden-Drückende ist das Bewußtsein: das haben deutsche, preußische Soldaten getan.

Man faßt es nicht! Jene Soldaten, die vier Jahre lang unter übermenschlichen Opfern und Leiden, gekämpft und geblutet hatten für Kaiser und Reich, die, wie nie ein Heer zuvor, ihren Fahnen in heldenhafter Treue gefolgt waren, diese Soldaten wurden in großen Mengen in wenigen Tagen zur meuternden Horde, die, Ehre und Scham vergessend, ihre in siegreichen Schlachten zerstohenen Fahnen mit Füßen traten und sich treulos und pflichtvergessend gegen ihren obersten Kriegsherrn und sein königliches Eigentum wandten.

Aber faßt man es wirklich nicht? Gott sei es geklagt, man faßt es doch. Und die Erkenntnis kommt einem — nochmals sei es Gott geklagt — durch einen Blick auf Wilhelm II. Er hat das Unheil sich anbahnen lassen durch Nachgiebigkeit an die Sozialdemokratie, die, wie wir gesehen haben, die kaiserliche Schwäche in planmäßiger Verräterei ausgenutzt hat zur Unterwühlung von Heer und Flotte.

Und dennoch! Selbst als schon alles wankte, da hätte, wenn Wilhelm II. unter Einsetzung des Lebens auf seinem Posten als König und oberster Kriegsherr geblieben wäre, der wankende Turm der deutschen Heeresmacht seinen Halt wieder gewonnen. Denn — zum dritten Male sei es gesagt — mutige Könige haben schier unermessliche Trag- und Stoßkraft.

Der deutsche Kaiser und König von Preußen, von Armee zu Armee eilend, in unmittelbarer Berührung mit Heerführern und Heer, der oberste Kriegsherr unter seine Soldaten tretend, sie belehrend und anfeuernd durch Wort und Tat: von solcher Kraft wären Wirkungen ausgegangen, die dem äußeren und dem inneren Feinde standgehalten, die wenigstens das äußerste Verhängnis abgewendet hätten. Denn mit dieser kaiserlichen Kraft hätte sich die Kraft unseres unvergleichlichen Offizierskorps verbunden.

Aber so! Abdankend und fliehend! Da mußte kommen, was gekommen ist. Durch Abdankung und Flucht rief Wilhelm II. den Zusammenbruch gleichsam in die Welt hinaus. Es gab keinen Treueid, es gab keine Fahne mehr. Wilhelm II. selbst hatte das Band zerschnitten, das Kaiser und Heer verbunden hatte: aus dem Heere wurde größtenteils die Horde. Und auch diejenigen

Teile, in denen noch Zucht und Ordnung herrschten, verloren allmählig den Halt: sie sahen sich verlassen von demjenigen, dem sie Treue geschworen, das Wahrzeichen der Reichs- und Heeresseinheit, die Kaiserkrone, erblickten sie in den Staub geschleudert von ihrem eigenen Träger. Mußten da nicht auch sie das Gleichgewicht verlieren?

VI.

So sind wir dahin gekommen, wo wir jetzt stehen. Deutschland ist das ärmste, das ohnmächtigste, das verachtetste Volk der Welt.

Wie stolz zogen wir in den Krieg, wie stolz schlugen wir unsere siegreichen Schlachten! Gebrochen, fast möchte man sagen, an Leib und Seele gebrochen, sieht uns das Ende des Krieges.

Haben denn wirklich vier Jahre das aus dem deutschen Volke machen können?

Innerhalb von vier Jahren ist der jähe Absturz erfolgt, ja, aber die Gründe, daß wir in so kurzer Zeit so weit kommen konnten, liegen viel weiter zurück. Sie beginnen mit der Entlassung Bismarcks, d. h. mit dem Anfang der Selbstherrlichkeit Wilhelms II.

„Brandenburger, zu Großem sind wir bestimmt, herrlichen Tagen führe ich euch entgegen“, rief Wilhelm II. auf dem brandenburgischen Provinzial-Landtag am 24. Februar 1892.

Welche Verblendung! Denn gerade die Art desjenigen, der so rief, hat uns in den Abgrund gestürzt.

Gewiß nicht, als ob Wilhelm II. Urheber des Krieges gewesen wäre. Es ist gut, ja nötig, immer wieder

auszusprechen: Wilhelm II. hat den Krieg nicht gewollt; er hat sein möglichstes getan, ihn zu verhindern. Aber er hat das deutsche Volk nicht vorbereitet auf Ertragung schwerer Zeiten; er hat nicht diejenigen Kräfte in ihm wach gerufen, die allein imstande sind, ein Volk zum Durchhalten in Not und Unglück zu befähigen.

„Herrliche Tage“ waren im Sinne Wilhelms II. Tage des Glückes, des Glanzes, der Selbstbespiegelung; Tage, an denen alles leicht dahinsfloß, wo Schwierigkeiten fehlten. An solchen „Tagen“ dünkte er sich selbst und Deutschland „groß“. „Herrliche Tage“ für ein Volk sind aber in Wirklichkeit Tage, in denen es in geeinter Kraft, in Starckmut und Opfermut hindurchgeht durch Leiden und Drangsal und aushält bis zum Ende.

* * *

Mit Bismarck ging der alt-preußische, der alt-hohenzollernsche Geist.

Von Kurfürst zu Kurfürst, von König zu König hatte dieser nüchterne, zuweilen beschränkte, aber stets einfache und vor allem stets willensklare und willensstarke Geist Preußen gesund und stark gemacht und erhalten. Kluge und kraftvolle Männer aus dem Bürgerstand und Adel standen den Kurfürsten und Königen zur Seite, beratend, anregend, vollendend, aber auch warnend.

In König Wilhelm I. und Bismarck entfaltete sich dieser Geist zu höchster Vollendung. Er gebar die Einheit Deutschlands. Das deutsche Kaiserreich. Im Deutschen Reiche sammelte sich im Laufe eines halben Jahrhunderts ein Kapital von so ungeheurer nationaler Kraft,

wie vorher kein Volk jemals besessen hat, und segenspendend betätigte sich die Kraft auf allen Gebieten.

Da schloß Wilhelm I. die Augen und — Friedrichs III. hundert Tage zählen nicht — Wilhelm II. mit der unseligen englischen Blutmischung wurde König von Preußen und deutscher Kaiser. Er entließ Bismarck, und von Stunde an verflüchtigte sich der alte Preußen- und Hohenzollerngeist, und das nationale Kapital, der kostbarste Schatz von Jahrhunderten, wurde verschleudert. Ja noch schlimmer.

Ein neuer Geist zog herauf und ein neues Kapital bildete sich. Es zog herauf der Geist der Außerlichkeit, des Prunkes, der leeren Worte, der Schauspielerei im großen, der Halbheit; und aus dem nationalen Kapital völkischer Kraft wurde das internationale Geldkapital.

Es begann im Großen wie im Kleinen der Tanz um das „goldene Kalb“. Der zersetzende Einfluß des Geldes mit seinen trüben Begleiterscheinungen unterhöhlte langsam, aber stetig die nationale Kraft.

Wilhelm II. war Heraufführer dieses bösen Geistes und Ansammler dieses verderblichen Kapitals. Nicht mit Absicht, aber tatsächlich und nicht ohne persönliche schwere Schuld. Denn gänzlich hat er es fehlen lassen an Selbsterziehung; gänzlich hat er es fehlen lassen am Willen, die Wirklichkeit der Dinge im Wahrheitslichte zu sehen; gänzlich hat er es fehlen lassen, seinen Herrscherweg zu gehen in überlieferter hohenzollernscher Nüchternheit und eiserner Pflichterfüllung.

* * *

Stellen wir einmal Wilhelm I. als Verkörperung des alten preußischen und hohenzollernschen Geistes und

Wilhelm II. als Verkörperung des neuen Geistes einander gegenüber.

Wilhelm I.: schlicht, arbeitsam, gewissenhafter Erfüller seiner Pflichten.

Wilhelm II.: vorsichredenmachend, ernste Arbeit scheuend, Pflichten lästig empfindend.

Wilhelm I.: sparsam, dem Prunke und theatralischem Wesen abhold, ohne jede Pose, aber in Wort und Handlung voll königlicher Würde.

Wilhelm II.: verschwenderisch, prunkfüchtig, voll von Pose. Inszenierer und Mittelpunkt theatralischer Aufmachungen, hurschifos in Wort und Handlung.

Wilhelm I.: Treue haltend, auch mit Selbstverleugnung, seinen größeren Mitarbeitern dankbar durch Taten ohne Wortschwall.

Wilhelm II.: voll Überschwang zwar in Dankesworten, aber treulos in Taten auch Verdienstesten und Unentbehrlichsten gegenüber.

Wilhelm I.: Soldat im besten Sinne vom Kopf bis zur Zeh; viel fordernd, am meisten von sich; wahrhaft Ritter ohne Furcht und Tadel.

Wilhelm II.: Scheinsoldat; Liebhaber militärischen Gepränges; wenig fordernd von sich, alles von anderen; ohne innerliche Straffheit und persönlichen Mut.

Wilhelm I.: unbeugsam in Verfolgung der von anderen ihm als notwendig und heilsam für Preußen-Deutschland gezeigten Ziele.

Wilhelm II.: nicht hörend auf andere, hin und her schwankend zwischen großem Wollen und kleinherzigem Zurücksiehen.

Wilhelm I.: deutscher König und deutscher Kaiser

für Deutsche; dem Auslande und Ausländern höflich, aber
Kühl gegenüberstehend.

Wilhelm II.: sich abschließend gegen deutsche Männer;
Ausland und Ausländer schmeichlerisch umwerbend.

Wilhelm I.: zwar glaubend an „Gottesgnadentum“,
aber nicht mystisch, sondern realpolitisch, weil dem Volke
nicht fremd, in ihm die Wurzel erkennend für Preußens
und Deutschlands Größe und die Stütze des Thrones.

Wilhelm II.: sich spiegelnd in seinem „Gottes-
gnadentum“, d. h. in sich selbst, das Volk geringschätzend.

Wilhelm I.: ein Christ ohne Schaustellung.

Wilhelm II.: Christ des Theaters: Prunk und Pracht
und Selbstberäucherung auch in das Evangelium Jesu Christi
und in seine Auswirkung hineintragend.

Wilhelm I.: nie überschreitend die Grenzen seines
Wissens und Könnens und deshalb Großes vollbringend.

Wilhelm II.: nie innerhalb der Grenzen seines Wissens
und Könnens bleibend; alles besser wissend, alles besser
könnend, und eben deshalb nichts leistend.

* * *

Die preußischen Kurfürsten und Könige vor Wilhelm II.
waren zwar keine Volksfürsten im vollen Sinne des Wortes,
d. h. Fürsten, die mit dem Volke ihre Herrschaft ausübten, aber
es waren — alle ohne Ausnahme — Fürsten für das Volk,
deren Einsicht und Arbeitskraft dem Volke und dem Staate
dienten. Schon im 18. Jahrhundert hatte der große
Hohenzoller Friedrich II. das für seine Nachfolger pro-
grammatische Wort gesprochen: der König ist der erste
Diener des Staates.

Wirklich Unermeßliches haben die Kurfürsten und

Könige, als Diener des Staates mit Hilfe ihrer Berater geleistet. Aus den von der Natur vielfach vernachlässigten Landstrichen östlich der Elbe und aus ihrer Bevölkerung haben die Hohenzollern in stetem, selbstlosen Schaffen — die hohenzollernsche Selbstlosigkeit muß betont werden — ein Land und ein Volk gemacht, die volkswirtschaftlich und kulturell den Vergleich mit keinem Lande und Volke zu scheuen brauchten. Das Preußenvolk war in der Einfachheit der Bewirtschaftung und in der Unermüdblichkeit der Arbeit vorbildlich. Zu Großem und Größestem bildete sich das hohenzollernsche Preußen heran. Es war ein nicht äußerlich glänzender, aber innerlich kraftvoller und steter Aufstieg, der auch nicht aufgehalten wurde durch die Not, die in dem Worte „Jena“ sich zusammendrängt. Im Gegenteil! Gerade damals, verkörpert im großen Vorläufer Bismarcks, im Freiherrn vom Stein, zeigte der alte Preußengeist seine zähe Kraft und, was mehr ist, er zeigte Verständnis für das Gebot der Stunde. Stein leitete die Volksbefreiung ein: Abschaffung der Hörigkeit usw.

Dann kamen unter Bismarcks genialer und Wilhelms I. pflichttreuer Führung die Zeiten äußeren Glanzes, Zeiten, in denen das Angesammelte sich mit elementarer Triebkraft zu herrlichster Blüte entfaltete.

In diese Zeit des Glanzes trat, zu seinem und Deutschlands Unheil, Wilhelm II.

Selbst auf äußern Glanz gestellt, sah er im Glanz das Höchste; vergessend, daß Glanz, beim Einzelnen wie beim Volke, nur echt ist, wenn er aus glanzvollem, zur Tat bereitem Innern kommt.

Mit dem Volke, auf dem jeder Thron ruhen muß und auf dem der Hohenzollernthron stets geruht hatte, verlor Wil-

helm II. jede wirkliche Fühlung, trotz tönender Worte über das Volk und über die Fühlung mit ihm.

Wilhelm II. umgab sich mit einer bestimmten Schicht des „Volkes“; seine Günstlinge waren die Reichen. Er wurde ein Klassen-Kaiser.

So löste er die Wurzeln des Königs- und Kaisertums immer mehr aus dem Volksboden. Sie verdorrten in der „Glanz“-Sonne. Und als dann der dunkle Sturmtag hereinbrach, da sah Wilhelm II. sich allein. Wurzellos geworden waren hohenzollernsches König- und deutsches Kaisertum. Fast lautlos sank der alte Hohenzollernstamm zu Boden; gefällt, nicht von der Axt der Feinde, sondern durchmorscht — und in wie kurzer Zeit! — vom „Glanze“ Wilhelms II.

Tragisch wirkt Wilhelms II. Fall. Aber die Tragik liegt nicht im Menschlichen — das ist eine Tragik für sich — sie liegt im Geschichtlichen, d. h. in der Geschichtstatsache, daß ein Herrscherhaus, das jahrhundertlang mit seinem Volke verwachsen war, in die Grube sank, fast als hätte es nie irgendwelche Verbindung mit seinem Volke gehabt.

Wie schnell kann doch ein Herrscher vergessen und ersterben machen, was lange Reihen seiner Vorfahren geweckt und ins Leben gerufen haben!

* * *

Am erschütterndsten sind Vergessen und Ersterben hervorgetreten bei Heer und Flotte.

Wie stolz waren wir auf unser Heer und auf unsere Flotte! Und der Stolz war berechtigt. Das preussische

und deutsche Volk in Waffen zu Lande und zu Wasser war etwas Großes, war — trotz Fehlern und Mißbräuchen, wo sind sie nicht? — etwas Gesundes, Starkes, Heilsames. Denn der preußisch-deutsche Volks-„Militarismus“ hat durch seine Erziehung zur Straffheit und zur körperlichen Erleichterung unser Volk, das in seiner Gesamtheit durch den „Militarismus“ hindurchgeführt wurde, geistig wie körperlich zu jenen gewaltigen Leistungen befähigt, welche die Welt in Erstaunen gesetzt haben. Und dieses Volksheer und diese Volksflotte lösten fast über Nacht sich auf!

Daß die Sozialdemokratie in langer planmäßiger Wühlarbeit die Auflösung vorbereitet hat, ist schon erwähnt worden; ebenso ist betont worden, daß Abdankung und Flucht Wilhelms II. wie Keil und Sprengstoff in das Gefüge von Heer und Flotte eindrangen: aber damit ist nicht voll erklärt, daß Heer und Flotte so vernichtend in den Zusammenbruch aller deutschen und preußischen Dinge hineingezogen wurden. Die volle Erklärung liegt auch hier in Wilhelms II. Verhalten gegenüber Heer und Flotte.

Wilhelm II. war nie Kamerad, er war stets oberster Kriegsherr, und auch dieser nur auftretend in Prunk und Gepränge. Wilhelm II., für sich selbst dem Kastengeist und der hochmütigen Absonderung verfallen, hat auch in Heer und Flotte Kastengeist und Absonderung ihr Unwesen treiben lassen.

Wilhelm II., „leutfelig“, d. h. je nach Laune hochmütig-herablassend und „gnädig“ bis zur Burschikosität, war nie wirklich freundlich, nie wirklich gütig; deshalb kam er nie in ein menschlich-gutes, festes Verhältnis zu Soldat und Matrose. Wilhelm II., nie wirklicher Soldat und nie wirklicher Seemann, beides nur posierend, blieb von

Heer und Flotte innerlich getrennt, trotz, oder vielmehr wegen aller Kaisermanöver und Kaiserparaden. Er und seine Persönlichkeit wurden nie der lebendige Kitt für Heer und Flotte; seine Kaiser- und Königswürde, immer mehr von ihm ihres tiefen und vollstümlichen Inhaltes durch Außerlichkeiten entleert, wurden nie das, was sie ihrer Natur nach sind, flammende und leuchtende, d. h. Wärme und Richtung gebende Wahrzeichen; sie wurden herabgewürdigt zu Schaustücken, die mit dem Wechsel des Schauspielers wechselten wie Kulissen im Theater.

Gewaltiges, Übergewaltiges haben Heer und Flotte geleistet in den Anstrengungen und Kämpfen des Krieges. Aber als diese Arbeit aufhörte, als die Anspannung der Entspannung wich, da standen Heer und Flotte vor einer Leere. Denn Wilhelm II. war für ihr Denken und Empfinden niemals etwas anderes gewesen als manöver- und paradeabnehmender, in Kaiserjacht und Auto an ihnen vorüberfahrender „oberster Kriegsherr“, zu dem sie kameradschaftlich-innerliche Beziehungen nicht hatten.

VII.

„Und jetzt, Könige, kommt zur Einsicht und ihr Gewarnten, lernet!“

Ich habe mich zur Monarchie bekannt, und ich bleibe bei diesem Bekenntnis bis zu meinem Lebensende. Aber die Lehren, die aus dem Falle Wilhelms II. sich ergeben, gehen nicht nur Kronenträger an: Alle sollen sie sich merken, die Gewalt haben, sei die Gewalt und die Staatsform geartet wie immer.

Wie leicht wäre es Wilhelm II. gewesen, wirklicher

Volkskaiser zu sein! Er war eingetreten in ein überreiches Erbe an Volksvertrauen und Volkszuneigung. Deutschland, das deutsche Volk, konnten sich ohne Kaiser fast nicht mehr denken. Sie hatten die unermessliche Wohlthat der deutschen Einheit kennen gelernt; das Ansehen des Deutschen Reiches, das es in der ganzen Welt genoß, strahlte auf jeden einzelnen Deutschen zurück; jeder Volkskreis nahm teil an dem Riesenaufschwung, den Deutschland genommen und der es in die erste Reihe der großen, das politische und wirtschaftliche Leben der Welt bestimmenden Völker gestellt hatte: und alle diese Macht und all dieser Glanz vereinigten sich in der Kaiserkrone!

Wahrlich, ihr Träger und sein Haus hatten Gelegenheit, sich in das deutsche Volk so fest zu verankern, wie kein Fürst und Herrscherhaus je zuvor verankert gewesen waren. Aber zum festen Verankern gehört Tiefe. Und Wilhelm II. blieb an der Oberfläche. Er suchte nicht die Volksseele; er glitt über ihre Tiefe und über ihre Kraft hinweg, und statt auf das Volk, stützte er sich auf den Hof und auf Geldmchtige. Die Welt, in der er lebte und webte, waren nicht die Schächte der Volkskräfte, es waren die seichten, von Schein und Hohlheit erfüllten höfischen und von Prozentum erfüllten geldmächtigen Kreise.

Doch schon Gesagtes sei nicht wiederholt.

Herrschen, d. h. ein Volk in einheitlicher Zusammenfassung der Kräfte leiten, ist und bleibt Sache Einzelner, seien es Kaiser, Könige oder Präsidenten; und so wird es bleiben in aller Zukunft. Das uralte Wort: „Einer sei Herrscher“, ist für alle Weltzeit unumstößlich. Aber diese Einzelnen müssen das Ganze in sich verkörpern; sie müssen sein der Volkswille und die Volkskraft. Dann wird

die Herrschaft Segen und Stärke zugleich sein; dann wird der Herrscher, er mag eine Krone tragen oder den Bürgerhut, untrennbar sein vom Volke, mit dem und für das er lebt und arbeitet und herrscht. Und das Volk, weil es sein Volk ist und er sein in ihm wurzelnde Herrscher ist, wird zu ihm stehen.

Wilhelm II., weil nur äußerlich, nur zum Schein verbunden gewesen mit dem Volke, stand allein.



Von demselben Verfasser sind erschienen:

im Verlag Karl Curtius, Berlin W. 35:

Papst, Wilson, Reichstagsmehrheit und deutsches Volk.
Preis 1,50 M.

im Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig:

Zwei Welten. Vier dramatische Bilder. Preis 5 M.

Vierzehn Jahre Jesuit. Volksausgabe. 2 Bände.

Preis brosch. je 1 M., gebd. je 1,50 M.

Mein Austritt aus dem Jesuitenorden.

Preis 1 M.

Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit.
Volksausgabe. 2 Bände.

Preis brosch. je 1 M., gebd. je 1,50 M

**Die „deutschen“ Jesuiten der Gegenwart und der konfessionelle
Frieden.** Preis 1 M.

Im Verlage von Karl Curtius sind erschienen:

Der englische Staat und der deutsche Staat

von Prof. Dr. Ferd. Tönnies-Kiel.

Preis 3,60 M.

Das Märchen von der französischen Kultur

von A. Lien.

Preis 2,50 M.

Germanen oder Slaven. Die Mongolisierung

Europas von Dr. J. A. Myßen. Preis 1 M.

**Dänemark, Deutschlands neutraler nor-
discher Nachbar.** Beitrag zur Kenntnis

Dänemarks Volkstum, Geschichte und Ent-
wicklung von Graf Otto Moltke. 2. Aufl.

Preis 1 M.